

Paul Jordens

Max Stirner

Einführung in ein Mißverständnis



Verlag Max-Stirner-Archiv Leipzig
Herausgeber: Kurt W. Fleming

Stirneriana 33

Paul Jordens
Max Stirner
Einführung in ein Mißverständnis

Copyright © by Verlag Max-Stirner-Archiv / edition unica Leipzig

Abdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages und des Autors.
Alle Rechte vorbehalten.

Paul Jordens

Max Stirner

Einführung in ein Mißverständnis

Stirneriana 33

Illustrationen: Michael Blümel

Satz, Layout, Umschlag: Kurt W. Fleming

3., aktualisierte Auflage, Leipzig 2017

ISBN 978-3-933287-93-9

Inhaltsverzeichnis

Anstelle eines Vorwortes	7
Keine Angst vorm Unheiligen Max. Ein Bayreuther Vortrag	9
Anhang 1: Von Stirner, Nietzsche und deutschen Dummheiten	51
Anhang 2: Max Stirner und der „Nibelungenbändiger“	63
Literaturhinweise.	83
Personenregister	89

Paul Jordens

Max Stirner

Einführung in ein Mißverständnis

Gewidmet dem Andenken von
ECKHARD W. JUNG
1966-2007

*Wer wird das Verlorene bedauern?
Wer hat es gesehen? Wer vermisst?
Wo die Welt, die an seinem mit Grauen
Ihr Schicksal mißt?*
John Henry Mackay (1864-1933)

Anstelle eines Vorwortes

Kurt Tucholsky:

Blick in ferne Zukunft

... Und wenn alles vorüber ist –; wenn sich das alles totgelaufen hat: der Hordenwahnsinn, die Wonne, in Massen aufzutreten, in Massen zu brüllen und in Gruppen Fahnen zu schwenken, wenn diese Zeitkrankheit vergangen ist, die die niedrigen Eigenschaften des Menschen zu guten umlügt; wenn die Leute zwar nicht klüger, aber müde geworden sind; wenn alle Kämpfe um den Faschismus ausgekämpft und wenn die letzten freiheitlichen Emigranten dahingeshieden sind –:

dann wird es eines Tages wieder sehr modern werden, liberal zu sein.

Dann wird einer kommen, der wird eine gradezu donnernde Entdeckung machen: er wird den Einzelmenschen entdecken. Er wird sagen: Es gibt einen Organismus, Mensch geheißten, und auf den kommt es an. Und ob der glücklich ist, das ist die Frage. Daß der frei ist, das ist das Ziel. Gruppen sind etwas Sekundäres – der Staat ist etwas Sekundäres. Es kommt nicht darauf an, daß der Staat lebe – es kommt darauf an, daß der Mensch lebe.

Dieser Mann, der so spricht, wird eine große Wirkung hervorrufen. Die Leute werden seiner These zujubeln und werden sagen: „Das ist ja ganz neu! Welch ein Mut! Das

haben wir noch nie gehört! Eine neue Epoche der Menschheit bricht an! Welch ein Genie haben wir unter uns! Auf, auf! Die neue Lehre –!“

Und seine Bücher werden gekauft werden oder vielmehr die seiner Nachschreiber, denn der erste ist ja immer der Dumme.

Und dann wird sich das auswirken, und hunderttausend schwarzer, brauner und roter Hemden werden in die Ecke fliegen und auf den Misthaufen. Und die Leute werden wieder Mut zu sich selber bekommen, ohne Mehrheitsbeschlüsse und ohne Angst vor dem Staat, vor dem sie gekuscht hatten wie geprügelte Hunde. Und das wird dann so gehen, bis eines Tages ...

Ignaz Wrobel

Die Weltbühne, 28. Oktober 1930

Keine Angst vorm Unheiligen Max. Ein Bayreuther Vortrag

Der folgende Text ist die bearbeitete Fassung eines Vortrages, der unter dem Titel „Stirner – ein Paria des Geistes? Leben und Werk eines immer noch gemiedenen Philosophen“ am 9. Januar 2008 für die Volkshochschule Bayreuth im Bayreuther Kunstmuseum – in Nachbarschaft zum Standort von Stirners Geburtshaus – gehalten wurde.

Steckbrief:

Bürgerlicher Name *Schmidt*, Johann Caspar. 49 Lebensjahre.
Evangelisch-lutherischer Konfession.

Vater Flötenmacher, Mutter Hausfrau, Stiefvater Apotheker.

Einmal verwitwet, einmal geschieden, keine Kinder.

Nicht vorbestraft.

Musterschüler, Musterstudent, Mädchenschullehrer.

Eine Monographie, gut sechs Dutzend Artikel in Zeitungen
und Zeitschriften, zwei Übersetzungen, eine Dokumentation.
Nachlaß sonst kaum vorhanden.

Schrieb einmal: *An großen wie an befreundeten Menschen
kümmert uns alles, selbst das Unbedeutendste, und wer uns Kunde
von ihnen bringt, erfreut uns sicherlich ...*

Tja, der Mann, der diesen Satz vor 166 Jahren zu Papier
brachte, schien ja fast nur aus Unbedeutendem zu bestehen.
Was kann an dem schon Großes, ja auch nur Kümmernswertes
sein?

1.

Ja, verehrte Leserinnen und Leser, ganz so einfach ist es anscheinend nicht, denn an diesem „unbedeutenden“ Mann und seinem „kümmerlichen“ Werk scheiden sich schon seit anderthalb Jahrhunderten die Geister. Die Bandbreite der Urteile über den Mann, der unter dem Pseudonym Max Stirner in die Lexika einging, reichen vom *hohlste[n] und dürftigste[n] Schädel unter den Philosophen* (so Karl Marx und Friedrich Engels) bis zur *unverrückbare[n] Sternenwahrheit* (so ein gewisser Anselm Ruest). Die von dem Stirnerforscher Dr. Bernd Kast erarbeitete Max-Stirner-Bibliographie umfaßt auf rund 320 Seiten tausende von Arbeiten aller Art vom naiven Adorantengedichtchen bis hinauf zu Dissertationen und Habilitationsschriften – bewundernd, respektvoll, gleichgültig, kritisch, verteufelnd. Eigentlich gar nicht schlecht für so einen „hohlen Schädel“, der sogar noch 2006 in einem Bayreuther Lokalblatt mit einer etwas eigenartigen Dialektik als gleichermaßen belanglos wie gefährlich abgetan wurde. Gut 150 Jahre nach seinem Tod, der einem unauffälligen und über viele Jahre hinweg sogar in Armut gefristeten Leben ein Ende setzte, spricht und streitet man noch über Max Stirner – über wie viele von jenen, deren Namen heute die Titelseiten der unzähligen Zeitungen und Illustrierten und deren Bücher die Bestsellerlisten füllen, wird man in 150 Jahren noch sprechen und streiten?

Freilich muß man zugeben: Dieser Stirner ist auf den ersten Blick ein beinahe „uninteressanter“ Mensch. Auf Barrikaden suchte man ihn vergeblich, nicht einmal mit sexuellen Eskapaden konnte er aufwarten (eher mit dem Gegenteil). Selbst sein oft als revolutionär und skandalös und gefährlich gepriesenes oder gescholtenes Werk zeugte

in Wahrheit von einer in sich ruhenden Souveränität, die auf die meisten der revolutionären Schwarmgeister der letzten gut einhundertsechzig Jahre eher abschreckend bis einschläfernd wirkte. Das ist natürlich nicht der Stoff, aus dem Idole gemacht sind. Und wenn manche – Anbeter oder Kritiker – Stirner zum Vorfahren von Terroristen, Punkern oder gar Nazis stilisieren, so sind diese Versuche, Stirner (bewußt oder ungewollt) zu „publicity“ zu verhelfen, beinahe achtungsgebietend, aber sie gehen in die Irre. Der marxistische Publizist Hans Günter Helms ver(sch)wendete vor rund vierzig Jahren 619 Seiten darauf, in einer ebenso aufwendigen wie über weite Strecken abwegigen „Studie“ Max Stirner als Hausphilosophen faschistoider bundesrepublikanischer Mittelstandsspießer abzustempeln. Hieraus spricht nicht so sehr Kenntnis von und Verständnis für Stirners Werk als vielmehr der Frust eines jugendbewegten Kulturrevoluzzers der 68er-Ära, der sich um ein Barrikadenbauer-, Bombenbastler- und Steineschmeißer-Idol betrogen sah. Aber es scheint mir verrückterweise der Wahrheit doch noch ein kleines Stück näher zu liegen als anarchistische Revolutionsreimerei oder die Versuche, auf Stirnerschem „Boden“ Profilneurosen zu züchten.

Was werden Sie nun zu lesen bekommen? Eine „Einführung in Leben und Werk“? Aber das klänge so, als seien „Leben“ und „Werk“ zwei voneinander getrennte Aspekte. Doch spiegelt jedes literarische respektive geistige Werk immer auch Lebensgang und Wesen seines Urhebers wider – das kann ja gar nicht anders sein, wenn ein Werk tatsächlich „originell“ ist und nicht nur Konfektion oder epigonenhafte Nachahmerei. Hiervon ausgehend, lade ich Sie zu einem Gang durch Stirners Leben ein. Ich werde versuchen, sein Werk und seine Ideen in diese Biographie einzuordnen. Und ich hoffe, daß Sie dadurch Stirners einerseits so „belangloses“,

andererseits aber seltsamerweise trotzdem so „skandalöses“ und „gefährliches“ Werk und den Menschen, der dahinter steckt, ein wenig besser verstehen werden.

2.

Blenden wir nun gute zwei Jahrhunderte zurück. Es war der 25. Oktober 1806, als dem Flötenmacher Albert Christian Heinrich Schmidt (1769-1807) und seiner Frau Sophia Eleonora (1778-1859) ein Knabe geboren wurde. Der kleine Stammhalter, der natürlich, wie damals noch üblich, in der Wohnung des jungen Paares im Hause Maximilianstraße 31 geboren und keine zwei Wochen später in der evangelischen Stadtpfarrkirche auf den Namen Johann Caspar getauft wurde, war das erste Kind der Eheleute, und er sollte auch „der Einzige“ bleiben. Denn schon ein Jahr später starb der Vater mit nur 37 Jahren. Man kann nur ahnen, was dies für die Witwe des gewiß nicht auf Rosen gebetteten Flötenbauers bedeutete – zumal in den bewegten Jahren zwischen 1806 und 1810, als das Leben in Bayreuth alles andere als beschaulich war. Denn französische und österreichische Heere durchquerten während des Krieges zwischen den beiden Großmächten eins ums andere Mal Bayreuth, wechselten sich als Besatzer ab und machten der Stadt und ihren Einwohnern schwer zu schaffen. Und zu allem Überfluß: Was war schon eine alleinstehende Frau in jenem patriarchalen Zeitalter, rund 140 Jahre bevor sich die Bundesrepublik Deutschland endlich dazu aufraffte, die „Untermännin“ per Artikel 3 Absatz 2 Grundgesetz als gleichberechtigte „Menschin“ anzuerkennen und zu respektieren?

So dürfte es auch zu erklären sein, daß die Mutter die Chance nutzte, die sich ihr 1809 bot: Die 31jährige Witwe

heiratete den damaligen Provisor an der Hof-Apotheke, den fast fünfzigjährigen Heinrich Ballerstedt (1761-1837). „Liebesheirat“ oder Ausweg aus persönlich wie allgemein unsicheren Lebensverhältnissen in eine „Zweckehe“? Wir wissen es nicht. Aber zumindest gesicherte Verhältnisse konnte Apotheker Ballerstedt seiner neuen Familie bieten, wenn auch nicht sofort. 1809 verließen zunächst die Eheleute das ungemütlich gewordene Bayreuth. Sie bauten sich *nach mancherlei wechselnden Schicksalen* (so der Stirner-Biograph John Henry Mackay) im westpreußischen Kulm (dem heutigen polnischen Chełmno) eine Existenz als Apotheker und Grundbesitzer auf und holten 1810 endlich den Sohn aus erster Ehe an die Weichsel, der bis dahin noch in Bayreuth bei Verwandten gelebt hatte. Er hatte inzwischen sogar noch ein Halbschwesterchen bekommen, das aber schon 1812 starb. Johann Caspar blieb also auch im Hause Ballerstedt „der Einzige“.

3.

Die friedlose Zeit unter Kaiser Napoléon I. ging vorüber, das Leben in Kulm wie in ganz Deutschland kehrte in die ruhigen Bahnen des „Biedermeiers“ ein, jedenfalls für die „unpolitischen Bürger“, zu denen damals auch die Familie Ballerstedt gehört haben mag. Da war es wohl „Ehrensache“, dem einzigen Sohn das Bestmögliche an bürgerlicher Bildung zu vermitteln. So etwa mögen die Beweggründe gewesen sein, aus denen heraus Stiefvater und Mutter 1818 ihren Johann Caspar nach Bayreuth zurückschickten. Die „Königlich Bayerische Studienanstalt“ – so hieß das altberühmte „Gymnasium Christian-Ernestinum“ seit der bayerischen Inbesitznahme Bayreuths anno 1810 – genoß nach wie vor einen hervorragenden Ruf. Zudem konnte der Knabe

günstig bei seinem Taufpaten, dem Strumpfwirkermeister Johann Caspar Sticht in der Maximilianstraße 36 wohnen. Das kinderlose Ehepaar soll den Jungen wie ein eigenes Kind aufgenommen und behandelt haben. Die folgenden Schuljahre in dem Gymnasium am heutigen Jean-Paul-Platz scheint Johann Caspar Schmidt musterschülermäßig hinter sich gebracht zu haben; sein „Absolutorium“, wie das Abitur damals genannt wurde, bestand er als Drittbester unter 25 Kameraden und brachte ein Abgangszeugnis mit der Endnote Eins und dem Prädikat „sehr würdig“ nach Hause.

4.

Der Schulabschluß stimmte, die Familienkasse wohl auch – was lag da für die Bildungsbürgerfamilie Ballerstedt und ihr einziges Kind näher, als die Weichen für eine akademische Laufbahn zu stellen? Wie hoch die Ambitionen waren, zeigt die Wahl der Hochschule: Die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (die heutige Humboldt-Universität) sollte es sein, der der Ruf eines „Arbeitshauses“ von hohen Ansprüchen und hohem Niveau vorausging. Johann Caspar Schmidt studierte „volles Programm“ bei herausragenden Lehrern – allen voran der Theologe Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher und der Übervater der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Der gute Ruf der Berliner Uni dürfte allerdings nicht den einzigen Anstoß für Schmidts Studienortswahl gegeben haben: Der Bayreuther Gymnasialdirektor Georg Andreas Gabler (1786-1853) war ein begeisterter Hegel-Anhänger, der in der Hegelschen Lehre nach eigenen Worten die *absolute Befreiung seines Denkens und Erkennens fand* und später auch auf Hegels Dozentenstelle nach Berlin berufen wurde. Vielleicht weckte Gabler das Interesse seines Schülers an der Philosophie im

allgemeinen und Hegel im besonderen – aber wir wissen es nicht. Zu keiner Zeit scheint sich Schmidt übrigens an den sogenannten „auführerischen“ Studentenbewegungen jener Zeit beteiligt zu haben; sein Studium verlief, soweit wir wissen, ohne politische „Extratouren“¹.

1828/29 folgte ein Semester in Erlangen, 1829/30 war Schmidt in Königsberg (Ostpreußen) immatrikuliert, besuchte dort aber keine Vorlesungen. *Häusliche Verhältnisse, Familien-Angelegenheiten* waren es, die ihn zwangen, sein Studium zu unterbrechen und sich nach Kulm zu begeben – möglicherweise die ersten Symptome einer Gemütskrankheit bei seiner Mutter. Dies mag der Grund dafür gewesen sein, daß es auch ihm selbst bald darauf gesundheitlich schlecht ging. Sein 1832 mit viel Ehrgeiz wiederaufgenommenes Studium in Berlin wurde immer wieder unterbrochen: durch eigene Krankheitspausen und durch die Notwendigkeit, seine Mutter zu betreuen, die 1834 ganz zu ihrem Sohn nach Berlin zog. Das aussichtslose Schicksal seiner Mutter, die bedrückende Pflicht, sie zu pflegen, muß schwer auf Stirner gelastet haben. In seinem Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum“ wurde die Wendung *fixe Idee* – neben dem nicht minder „einschlägigen“ Wort *Besessenheit* – zu einer der „leitmotivischen“ Formulierungen: Es war die Diagnose, die die Nervenärzte seiner Mutter gestellt hatten ...

Der Druck, der auf Johann Caspar Schmidt gelastet haben muß, schlug sich auch auf seine Studienleistungen nieder.

¹ Das auffälligste an dem Studiosus Schmidt war damals offenbar seine hohe Stirn; ihr verdankte er den originellen Spitznamen, den ihm seine Kommilitonen verpaßten: „Max Stirner“ – derjenige mit der größten, höchsten Stirn. Diese launige Benennung vergaß er nicht und griff sie später, als er journalistisch und literarisch tätig wurde, als gleichsam maßgeschneiderten „nom de guerre“ auf.

Noch immer war sein Ehrgeiz groß, ein Vorzeigexamen abzulegen; freiwillig beantragte er ein Prüfungspensum, das umfangreicher war als vorgeschrieben. Doch wiederholt mußte er auf Grund der eigenen gesundheitlichen Probleme und der Krankheit seiner Mutter die Examina verschieben, und als er 1835 endlich seine Examina „pro facultate docendi“ ablegte, also die Prüfungen zum Lehramt, auf die hin das Studium ausgerichtet war, da war es mit den größten Hoffnungen vorbei. Es fehlte Stirner sichtlich nicht an ausgezeichneter Begabung und Ernsthaftigkeit, und wie aus den Zeugnissen hervorgeht, wußten das auch seine Prüfer, die ihren Kandidaten ja auch schon aus dem vorausgegangenen Studium kannten. Doch was er nach anscheinend nur unzulänglicher Vorbereitung in den konkreten Prüfungssituationen zu bieten vermochte, reichte am Ende nur zu einem Durchschnittsexamen und zu einer „bedingten“ Lehrberechtigung. Hierbei spielte auch hinein, daß sich der Einzelgänger schwer tat, bei Unterrichtsproben einen schülergerechten, Interesse weckenden Vortragsstil zu finden.

5.

In den folgenden vier Jahren blieben Schmidts Versuche, eine Stelle als Lehrer zu finden, erfolglos. Auf das für jeden Lehramtsstudenten damals obligatorische unentgeltliche Probejahr, in dem er an einer Berliner Realschule unterrichtete und das er freiwillig um ein weiteres halbes Jahr verlängerte, folgte keine Anstellung. Ein entsprechendes Gesuch wurde unter Hinweis auf Stellenmangel verworfen. Wovon er in den folgenden drei Jahren lebte und worauf er vor allem seine 1837 geschlossene, alsbald im „Sande“ eines leidenschaftslosen Nebeneinanders verlaufende und nach nicht einmal einem Jahr durch den Tod von Frau und Kind im Kindbett beendete

Ehe gründete, ist unklar; möglicherweise hatte er in irgend einer Form Teil an der Hinterlassenschaft seines 1837 verstorbenen Stiefvaters Heinrich Ballerstedt, auch wenn Max Stirners Mutter die Alleinerbin war und der Kulmer Stadtkämmerer das Ballerstedtsche Erbe als Nachlaßpfleger für die gemütskranke Frau verwaltete.

In einer 1842 veröffentlichten bissigen Glosse über deutsche „Titelgeilheit“ sowie in einer Passage seines Hauptwerks, worin Stirner plastisch schildert, wie Versuche, ins Berufsleben zu starten, an bürokratischen oder sozialen Äußerlichkeiten – so auch an staatlicherseits als Einstellungsvoraussetzung verordneten Titeln – scheitern, könnten sich auch gewisse eigene Erfahrungen mit erfolgloser Stellensuche widerspiegeln. Wurde er hierbei wiederholt wegen unzulänglichen Notenschnitts oder fehlender „Titelge“ zurückgewiesen? Es gibt zu denken, daß der die deutsche Titelverliebtheit so verachtende Stirner, der nie an eine Promotion gegangen war – wohl nicht wegen Mangels an Begabung oder Interesse, sondern schlicht wegen widriger äußerer, vor allem finanzieller, Rahmenbedingungen –, sich dann doch aus Daffke „Dr. phil.“ nannte, sogar gegenüber Behörden.

6.

1839 war die Zeit der Arbeitslosigkeit endlich vorbei: Johann Caspar Schmidt fand eine Anstellung in einer privaten Mädchenrealschule. *Bei seinen Schülerinnen, die er „viele und lange Aufsätze“ schreiben ließ, wie bei den Vorsteherinnen war er seines stets sich gleich bleibenden, höflichen und ruhigen Wesens sehr beliebt und geschätzt*, weiß Biograph Mackay zu berichten. Doch hinter der äußerlichen Ruhe und Gelassenheit mag es schon seit langem gebrodelt haben; wie so oft mag auch bei

Johann Caspar Schmidt erst persönliche Bedrängnis Blick und Empfinden für Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten im staatlichen und gesellschaftlichen Umfeld geschärft haben. Schon 1834 hatte sich Johann Caspar Schmidt, der über Jahre hinweg auch politisch völlig unauffällige „Musterschüler“, in seiner Examensarbeit „Über Schulgesetze“ mit einem Aspekt der herrschenden schulischen und politisch-sozialen Ordnung kritisch auseinandergesetzt und für eine Schulerziehung plädiert, die das Individuum und seine Entwicklung von einem *Ding*, einem „Objekt“ staatlicher und gesellschaftlicher Herrschafts- und Verwertungsansprüche, zum seiner selbst bewußten *Ich* in den Vordergrund rückt. Zu einem „Ich“ allerdings, das seine persönliche *Fülle des Ichs* zwar *entfalte[t]*, sich aber auch mit den anderen „Ichen“ verständigt im Sinne eines allseitigen *Ineinandergehens*, Gebens und Nehmens.

So ist auch Bildung nicht mehr einseitiges „Schlucken“ von Vorgegebenem, sondern die in bewußter Auseinandersetzung erfolgende „Aneignung“ der in Jahrtausenden geschaffenen Kultur mit dem Ziel der Persönlichkeitsbildung und -bereicherung. Nicht aus einer bloßen Amtsautorität heraus, sondern durch Kompetenz und Souveränität soll der Lehrer wirken; nicht blinder Gehorsam, sondern der Mut zur *Freiheit* im Sinne eines souveränen Umgangs mit Wissen und Werten soll primäres Erziehungsziel sein. Gesetze schließlich – und Stirner dachte da nicht allein an Schulgesetze – haben ihre Berechtigung als sachbezogene Regelungen bestimmter Aspekte menschlichen Zusammenlebens – nicht weniger, aber eben auch nicht mehr. Stirner riß hier bereits zentrale Gedanken an, die er zehn Jahre später in seinem Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum“ erneut aufgreifen sollte – dann freilich ausführlicher, radikaler und in präziserer Terminologie. Es ist bemerkenswert, daß diese durchaus

„unzeitgemäße“ Arbeit in ihrem Inhalt keinen Anstoß erregte und sich die Prüfer nur an den ihnen mitunter etwas bemüht anmutenden Begriffsherleitungen – einem „Markenzeichen“ des leidenschaftlichen Sprachanalytikers und Etymologisierers Stirner – und an einer noch der „Ründung“ bedürftigen Sprache störten.

7.

1841 nun gesellte sich der junge Mann dem Berliner Debattierzirkel der „Freien“ bei – sozusagen dem harten Kern der Opposition gegen das herrschende monarchistisch-reaktionär-repressive System. Zu den lauten Wortführern gehörte Stirner auch dort nicht. Biograph John Henry Mackay überliefert, wie Stirners Freunde den Bayreuther im Kreis der „Freien“ erlebten: stets schlicht, aber sauber und gepflegt gekleidet, zurückhaltend, ruhig und leidenschaftslos im Auftreten und im Gespräch, selbstbewußt in sich ruhend, ohne Brutalität, ohne Intrigantentum und ohne jeden Ehrgeiz, anderen zu schaden. Ja, sogar als hilfsbereit und humorvoll wird er geschildert. Doch war er kein „Gesellschaftslöwe“ und schon gar kein „Massenmensch“ und ging nur mit sehr wenigen Menschen ein vertrautes Verhältnis ein; Mackay spricht von einer zugleich *freundliche[n] und abweisende[n] Ruhe*, mit der Stirner vielen seiner Nebenmenschen begegnet sei. Da war nichts, was eine Apostrophierung Stirners als „Punk seiner Zeit“ rechtfertigen würde, wie sie vor einigen Jahren in einer Bayreuther Zeitung zu lesen war. Stirner charakterisierte die *wilde[n] Bursche[n]*, die notorischen „Antis“ und Profilneurotiker seiner Zeit vielmehr als umgekehrte Philister – mit klarem Blick dafür, daß eine Negativkopie nun einmal kein Original und Persönlichkeitsbildung keine destruktive, sondern eine konstruktive Aufgabe ist.

Ergriff der ruhige Mann allerdings im Gespräch das Wort, so merkte man alsbald, daß man es hier mit einem der sprichwörtlichen „stillen Wasser“ zu tun hatte. Seinen Mit-„Freien“ – und es waren bedeutende Köpfe der liberalen, demokratischen und sozialistischen Bewegung jener Zeit unter ihnen – attestierte er dann gern Halbherzigkeit und warf ihnen vor, daß ihr Verständnis von „Freiheit“ das Individuum in Wahrheit nur in neue „Sklaverei“ führen werde. Friedrich Engels, der Stirner in diesem Kreis kennenlernte, brachte dies in einem Gedicht von 1842 auf den Punkt: *Doch Stirner würdevoll: [...] Wer will hier ein Gesetz aufdrängen uns durch Brüllen? / Den Willen bindet ihr, ihr wagt's und nennt euch frei, / Wie seid ihr eingelebt noch in die Sklaverei!* Engels, sicher weder ein Dummkopf noch ein Duckmäuser, stand Stirners konsequentem Denken und Argumentieren sichtlich hilflos gegenüber, was sich daran zeigt, daß er dem *bedächt'gen Schrankenbasser* Stirner im gleichen Gedicht folgende Neigung attestierte: *Für jetzt noch trinkt er Bier, bald trinkt er Blut wie Wasser.* Dies von einem Mann gesagt, dem kein Zeitzeuge eine Neigung zu Brutalität nachzusagen vermochte und der später in „Der Einzige und sein Eigentum“ scharfe Worte gegen das Blutvergießen im Namen von Machtansprüchen und Ideen fand.

8.

1842 wagte Johann Caspar Schmidt einen großen Schritt an die Öffentlichkeit. Er begann für zwei der führenden Zeitungen der oppositionellen liberal-demokratisch-sozialistischen Bewegung zu schreiben: die „Rheinische Zeitung“ und die „Leipziger Allgemeine Zeitung“. Der einst, in sorgloseren Zeiten, keinerlei politische Ambitionen erkennen lassende Musterstudent wurde zu einem der zeitweilig produktivsten Kolumnisten dieser hochpolitischen Blätter. Auch für andere freiheitliche

Zeitschriften schrieb er Beiträge. Das meiste fällt zwar unter die Rubrik „Tagesgeschäfte“, doch einige längere Artikel hatten auch programmatische Bedeutung. Herausgegriffen sei hier „Das unwahre Prinzip unserer Erziehung“, worin er den herrschenden Erziehungsstil verwarf. Dieser sei gekennzeichnet durch die Vermittlung einer (eher „breiten“ als „tiefen“) *allgemeinen Bildung* als Mittel zum Zweck der Heranziehung unkritischer, gehorsamer, unterwürfiger Glieder der eben *allgemeinen* oktroyierten politischen und sozialen Ordnungen. Stirner forderte eine Akzentverschiebung von der Wissensvermittlung zur Willensbildung. Doch müsse das Individuum dahin geführt werden, seinen Willen kreativ und klug, und das heißt nicht zuletzt: auf der Grundlage einer von den Erziehern individuell-maßgeschneidert vermittelten intellektuellen Schulung geltend zu machen. Die Nahebringung geistig-kultureller Werte ist für Stirner ein unabdingbares Fundament der Persönlichkeitsbildung. Denn ein bloßer „Willensmensch“ ohne Bildung und Kultur sei keine Persönlichkeit, sondern werde es allenfalls zum dumpf-brutalen „Dresseur“ bringen, der seine ungemilderten Machtgelüste auf Kosten seiner Nebenmenschen spielen lassen werde. Wissens- und Willensbildung seien zwei Seiten einer Münze und müßten Hand in Hand gehen, empfahl Stirner, der überzeugt war, daß mit der Weckung und Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstwertgefühles auch der Wunsch nach intellektueller und charakterlicher Vervollkommnung geweckt werde:

Wo [...] wird statt des lernenden Menschen ein schaffender erzogen, wo verwandelt sich der Lehrer in den Mitarbeiter, wo erkennt er das Wissen als umschlagend in das Wollen, wo gilt der freie Mensch als Ziel, und nicht der bloß gebildete? [...] Wenn der Mensch erst seine Ehre darein setzt, sich selbst zu fühlen, zu kennen und zu betätigen, also in Selbstgefühl, Selbstbewußtsein

und Freiheit, so strebt er von selbst, die Unwissenheit, die ihm ja den fremden, undurchdrungenen Gegenstand zu einer Schranke und Hemmung seiner Selbsterkenntnis macht, zu verbannen. Weckt man in den Menschen die Idee der Freiheit, so werden die Freien sich auch unablässig immer wieder selbst befreien; macht man sie hingegen nur gebildet, so werden sie sich auf höchst gebildete und feine Weise allezeit den Umständen anpassen und zu unterwürfigen Bedientenseelen ausarten. Was sind unsere geistreichen und gebildeten Subjekte größtenteils? Hohnlächelnde Sklavenbesitzer und selber – Sklaven.

Mit diesem Aufsatz legte Stirner die wohl wichtigste Etappe auf seinem zehnjährigen Weg von der „Schulgesetze“-Arbeit zur großen programmatischen Monographie „Der Einzige und sein Eigentum“ zurück. Der Egoismus als Triebfeder allen, auch und gerade konstruktiven Handelns, die Bildung als ein Fundament individueller Souveränität: diese späteren zentralen Gedanken seines Hauptwerkes bringt Stirner uns schon hier nahe – ebenso wie die Absage an „heilige Autoritäten“, die aber keineswegs gleichbedeutend ist mit der Ablehnung eines geregelten, geordneten und von Übergriffen freien Miteinanders. Kinder sollen nicht zur diskussionslosen Subordination unter „Autorität“, wohl aber zur Achtung vor Eigenwert und Freiheit anderer erzogen werden und lernen, daß die eigene Freiheit ihre Schranke an der gleichen Freiheit der Nebenmenschen findet:

Persönlich aber muß jede Erziehung werden, und vom Wissen ausgehend doch stets das Wesen desselben im Auge behalten, dies nämlich, daß es nie ein Besitz, sondern das Ich selbst sein soll. Mit einem Worte, nicht das Wissen soll angebildet werden, sondern die Person soll zur Entfaltung ihrer selbst kommen; nicht vom Zivilisieren darf die Pädagogik ferner ausgehen, sondern von der

Ausbildung freier Personen, souveräner Charaktere; und darum darf der Wille, der bisher so gewalttätig unterdrückte, nicht länger geschwächt werden. [...] Wenn das Kind sich nicht [durch die Betätigung seines Willens] fühlen lernt, so lernt es gerade die Hauptsache nicht. Man erdrücke seinen Stolz nicht, seinen Freimut. Gegen seinen Übermut bleibt meine eigene Freiheit immer gesichert. Denn artet der Stolz in Trotz aus, so will das Kind mir Gewalt antun; das brauche ich mir, der ich ja selbst so gut als das Kind ein Freier bin, nicht gefallen zu lassen. Muß ich mich aber durch die bequeme Schutzwehr der Autorität dagegen verteidigen? Nein, ich halte die Härte meiner eigenen Freiheit entgegen, so wird der Trotz der Kleinen von selbst zerspringen. Wer ein ganzer Mensch ist, braucht keine – Autorität zu sein. Und bricht der Freimut als Frechheit aus, so verliert diese ihre Kraft an der sanften Gewalt eines echten Weibes, an ihrer Mütterlichkeit, oder an der Festigkeit des Mannes; man ist sehr schwach, wenn man die Autorität zu Hilfe rufen muß, und sündigt, wenn man glaubt, den Frechen zu bessern, sobald man aus ihm einen Furchtsamen macht.

Der Aufsatz „Einiges Vorläufige vom Liebesstaat“ rechnet mit der zeitgenössischen politischen „Liberalisierung“ ab, die politische und gesellschaftliche Abhängigkeiten nur inkonsequent auflöst, um an ihre Stelle neue zu setzen. Mehrere Aufsätze behandeln schließlich kritisch Religion und Theologie. Stirner geht es hierbei weniger um einen zum Dogma erhobenen Atheismus und um krampfhaft-spektakuläre antikirchliche Manifestationen als vielmehr darum, daß nicht als selbständige Wissenschaft bestehen könne, wessen Kern sich einer „vernünftigen“ wissenschaftlichen Erforschung entziehe. Nur als geistes- und mentalitätsgeschichtliche Gegenstände menschenkundlicher und philosophischer Forschung könnten Religion und Theologie, die er in dem Aufsatz „Kunst und Religion“ sogar – an einen Gedanken

Hegels anknüpfend – in die Nähe künstlerischen Schaffens rückt, auf dem Feld der Wissenschaft fortexistieren. Damit verbiete sich freilich auch jeder politische und soziale Zwang zu einem Religionsbekenntnis, das infolgedessen zur Privatangelegenheit werde.

9.

1843 bricht Stirners publizistische Arbeit ab. Der Franke hatte zum zweiten Male geheiratet: die Mecklenburgerin Marie Dähnhardt (1818-1902), eine selbstbewußte, gebildete und freimütige (und ganz nebenbei auch gut betuchte) fünfundzwanzigjährige Apothekerstochter aus Gadebusch, die er bei den „Freien“ kennengelernt hatte. Das Paar machte keinen Hehl daraus, daß es sich der damals noch obligatorischen staatskirchlichen Trauung nur als einer mehr oder minder unumgänglichen Formalität unterzog. Doch Stirners neues Eheglück war nicht der Hauptgrund für sein öffentliches Verstummen. Gute Bekannte des Paares wußten, daß er seit 1842 an einem umfangreichen Werk schrieb; worum es gehen sollte, verriet Stirner allerdings niemandem. Am 26. Oktober 1844 reichte Stirners Leipziger Verleger Otto Wigand dann das obligatorische Belegexemplar bei der als Zensurstelle fungierenden Leipziger Kreisdirektion (Regierungspräsidium) ein – Voraussetzung für den öffentlichen Verkauf eines Buches. Der Titel des geheimnisumwobenen 500-Seiters: „Der Einzige und sein Eigentum“.

10.

Es war eine „Summe des Lebens“, was Johann Caspar Schmidt hier darbot, der Einzelgänger, der Verächter der „Masse“, hochgebildet, auf Grund äußerer Umstände in

mancher Lebenshoffnung gescheitert und trotzdem nicht zum demagogischen Neid- und Haßprediger berufen. Anders als so viele Ideologen, die die Stimmung der Massen in ihrem Sinne aufpeitschen, eine blinde Anhängerschaft als Prätorianergarde um sich zu scharen trachten, um sich selbst mit deren Hilfe zu Einfluß oder Macht zu verhelfen, beschränkt sich Stirner auf das Naheliegendste überhaupt: auf sich. Und er fordert auch von denen, die sein Buch lesen, nichts anderes, will niemanden zu etwas anderem bekehren als zu sich, dem jeweiligen Leser, selbst – mit Erich Kästner („Der Zauberlehrling“) gesprochen: *Werden Sie, was Sie sind.* „Ich“ sollte das Buch ursprünglich heißen; und das groß geschriebene „Ich“ ist denn auch eines seiner Leitmotive, der Umgang des Individuums mit den Mit-Individuen sowie mit den politischen und sozialen Gegebenheiten das Hauptthema. Um gleich ein unausrottbares Mißverständnis auszuräumen: Stirner schreibt hier keine Autobiographie. Sein Buch ist ein Manifest der Individualität, der Ichheit sozusagen, und jeder Leser soll sich in dem „Ich“ wiederfinden; das große „Ich“ sollte deshalb als Abstraktion gelesen werden, und ganz nebenbei schreibt Stirner auch „Du“, „Wir“ und „Ihr“ konsequent groß, womit auch dem letzten Zweifler klar werden mußte, daß hier nicht Johann Caspar Schmidt seinen privaten Größenwahn kultiviert.

11.

Wozu ruft Max Stirner nun seine „Mit-Iche“ auf? Ein Ausgangspunkt der Stirnerschen Konzeption der *Einzigkeit* und *Eigenheit* ist die Einsicht, daß alle ordnenden Gesetze und Systeme – Moral, Recht, Staat – Menschenwerk sind, das durch politische Gewalt, religiöse Überhöhung oder durch schlichte Gewohnheit gleichsam *heilig* gesprochen worden

ist. Fast immer dient diese *Heiligsprechung* der Wahrung von Machtinteressen oder des Wohlbefindens bestimmter Gruppen oder Einzelpersonen, und das auf Kosten anderer Menschen. Stirners erstes Anliegen ist es nun, von Staat und Moral die Patina der *Heiligkeit* abzukratzen, die für den Philosophen nichts weiter als ein *Wahn* und *Spuk* sein kann. Gleichwie alle diese Dinge von interessierten Personen und Kreisen einst für „heilig“ erklärt wurden, steht es einem jeden frei, diese von anderen in deren Interesse deklarierte „Heiligkeit“ in Frage zu stellen, die Verbindlichkeit fremder Gesetze jeder Art zu verneinen. An ihre Stelle soll er – gleichsam von einem ethischen „Punkt Null“, oder mit Stirner gesprochen: einem *schöpferische[n] Nichts* ausgehend – als Ausgangspunkt seines Denkens und Handelns das persönliche, eigene Interesse und individuell gewählte Wertmaßstäbe setzen.

Anders gesagt: Da es aus Stirners Sicht keine absolute „Moral“ und kein objektives „Recht“ im Sinne nicht zu hinterfragender absoluter, in göttlichen Geboten oder „Natturrecht“ wurzelnder Wertsysteme gibt, kann es auch kein objektiv „unmoralisches“ oder „unrechtmäßiges“ Handeln geben. Recht und Moral erhalten unter den – in Stirners wie – in unserer Zeit herrschenden Verhältnissen ihre normative Kraft nicht aus sich heraus, sondern weil sie von bestimmten Personen und Personenkreisen zur Wahrung ihrer Interessen mit Gewalt durchgesetzt und für verbindlich erklärt worden sind, oder weil sie durch Gewohnheit und Verkrustung eine Aura der Unantastbarkeit angenommen haben. Lehnt sich jemand hiergegen auf, so handelt er weder „unmoralisch“ noch „unrechtmäßig“, sondern es stoßen allenfalls zwei *Interessen* und zwei *Gewalten* aufeinander.

12.

Ein weiterer Kernpunkt der Stirnerschen Welt-Anschauung ist die Einsicht, daß der Egoismus Triebfeder allen Handelns ist – auch solchen Handelns, das als „altruistisch“, „selbstlos“ etikettiert wird. Denn wer es sich zur Aufgabe gesetzt hat, anderen zu helfen oder zu nützen, sich in den Dienst anderer zu stellen, der tut dies nicht zuletzt, weil er darin seine persönliche Erfüllung findet, seinem eigenen Leben Inhalt und Ziel gibt, weil ihm ein bestimmtes Anliegen oder ein bestimmter Mitmensch persönlich wichtig ist. Soweit er aus religiös begründeter Motivation handelt, kommt obendrein die Erwartung eines Lohnes im „Jenseits“ hinzu. Selbst die Liebe ist nach Stirner eine durchaus egoistische Regung. Denn der Liebende, dem das Glück und das Wohlergehen des Partners am Herzen liegt, hat sich dessen Wohlbefinden zu seinem eigenen Anliegen gemacht, weil er auch sein eigenes Glück darin findet, daß es dem Partner gut geht. Das Glück des Partners ist Teil seines eigenen Glücks, und jede Freude des Partners, zu der er beiträgt, gibt er letztlich auch sich selbst.

Aus alledem, so Stirner, ist ersichtlich, daß nicht der Egoismus eine „Sünde“, sondern vielmehr der Altruismus und seine „Vergötterung“ eine Lebenslüge ist. Jeder Mensch ist Egoist, auch und gerade dann, wenn er vorgibt, es nicht zu sein. Und sehr oft wird „Altruismus“ zur schieren Heuchelei, wenn Menschen mit sogenannten „altruistischen“ Argumenten dazu gebracht werden, sich für den Egoismus anderer aufzuopfern. Aus ähnlichen Erwägungen verwarf Stirner auch moralische Maßstäbe wie *„gut und böse, berechtigt und unberechtigt“ usw.*, die doch nichts weniger als „objektiv“, „zeitlos“ und „allgemeingültig“ sind. Der im Fach Geschichte geschulte Stirner wußte: „Heilige“ Regeln, deren

Übertretung gestern noch schwer bestraft wurde, gelten heute nichts mehr, werden morgen womöglich gar belächelt oder verurteilt – was also ist daran „Heiliges“, und wer hat das Recht, zu verlangen, daß andere Menschen sich dafür opfern oder geopfert werden?

13.

Somit waren Stirner auch alle Arten überhöhter Ideale suspekt, in deren Namen egoistisch interessierte Personen Macht über andere ergreifen. Im Namen willkürlich mit Inhalt gefüllter „Freiheits- und Menschheitsideale“ wurden unter der revolutionären Herrschaft in Frankreich Millionen von Menschen verhetzt und instrumentalisiert und hunderttausende getötet: *Weil die revolutionären Pfaffen oder Schulmeister dem Menschen [= einem parareligiös überhöhten ‚Menschheits‘-Ideal] dienten, darum schnitten sie den Menschen die Hälse ab.* Was wunder, daß Stirner auch die zeitgenössischen idealisierten „Ersatzreligionen“ der „Freiheit“ und der „Menschheit“ als nachhaltig kompromittiert verwarf und an ihre Stelle das „Ich“ und seine als *Eigenheit* apostrophierte Souveränität setzte. Eine Souveränität, die auf keine von vornherein autoritativ vorgegebenen Ideale, Ziele oder Pflichten mehr gerichtet ist: *Ich bin Ich*, und „Ich bin jeden Augenblick Alles, was Ich sein kann, und brauche niemals mehr zu sein“² – nicht einmal ein „besserer Mensch“. Mich zu ändern, nach irgend einem Maßstab zu „vervollkommen“, kann Ich natürlich anstreben – dann tue Ich’s aber aus persönlicher Neigung oder Einsicht, nicht um einer *heilige[n] Pflicht* zu genügen. Gerade die parareligiösen

² Im Original: *Denn Wir sind jeden Augenblick Alles, was Wir sein können, und brauchen niemals mehr zu sein.*

Menschheitsideale der *fromme[n] Atheisten* Ludwig Feuerbach und Bruno Bauer sind ja die Ausgangspunkte von Stirners Polemik.

Stirner greift also die Heuchelei an, die er allenthalben in Geschichte und Gegenwart, Staat und Gesellschaft, Recht und Moral am Werke sieht. Welche Folgerungen soll das Individuum aus dieser Erkenntnis ziehen? „Rauchen, saufen, randalieren, Scheiße an die Wände schmieren“? Schrankenloses Recht des Stärkeren, rücksichtslose Selbstverwirklichung bis aufs Messer und „bis alles in Scherben fällt“?

14.

Zu solchen Exzessen sagt Stirner ein Nein. Gewiß: Er ruft einen jeden auf, die Ordnung, in die hinein er geboren worden ist, und die Gesetze und Prinzipien, die ihm als verbindlich anerzogen oder dargeboten werden, nicht mehr unwidersprochen hinzunehmen. Der Einzelne soll nach Sinn und Daseinsberechtigung der Institutionen und Regeln um sich herum fragen und nicht länger aus Furcht vor dem nur scheinbar „Heiligen“ seine eigenen, individuellen Interessen von vornherein ohne Diskussion hintanstellen. Damit fordert Max Stirner zur *Empörung* auf: Das Individuum, das in „Staat“ und „Gesellschaft“ mit ihren „geheiligten“ Gesetzen, Regeln und Institutionen zwangsweise als „Mitläufer“ in der „Herde“ niedergehalten wird, soll sich aus dieser Gebeugtheit „empor“ heben. Ausgangs- und Zielpunkt seines Denkens und Handelns hat nicht mehr das „Gemeinwohl“, das „Wohl des Volkes, des Staates, der Gesellschaft usw.“ zu sein, sondern sein höchst persönliches Wohl und Interesse, das er auf die ihm gemäße Weise verfißt und verteidigt. In diesem Sinne bestimmt das Individuum die Werte und Prinzipien selbst,

nach denen es lebt – es wird so in moralischer und sozialer Hinsicht zum autonomen *Einzigem* und *Eigenem*.

Grundsätzlich ist das Individuum in diesem Bestreben nur an diejenigen Grenzen gebunden, die in ihm selbst liegen: seine persönlichen Fähigkeiten und Neigungen – und seinen Mut zur Selbstbestimmung, zum Abnabeln von „heiligen“ Autoritäten und Prinzipien, eben zur *Eigenheit*. So weit das Individuum sich selbst „ermächtigt“ – so weit reicht seine Macht. Diese findet freilich eine weitere Schranke an dem gleichen Bestreben anderer „Einzigem“.

Ich bin Ich und Du bist Ich – so bringt Max Stirner das Verhältnis der souveränen Individuen auf den Punkt, die einander gleichrangig als „Iche“ gegenüberstehen, durch nichts anderes unterschieden als durch ihre individuelle Eigen-Art. Somit ist es abwegig, Stirner zu unterstellen, er habe schrankenloser Willkür das Wort geredet. Es stimmt: Stirner beschreibt mit teils sehr plastischen und drastischen Worten, wohin die von ihm postulierte Autonomie des Individuums führen kann, wenn sie uneinsichtig und rücksichtslos umgesetzt wird. Dies verwundert nicht: In einer Zeit, die noch viel stärker von Etatismus, sozialen und moralischen Zwängen geprägt war als die unsere – von Zwängen, die zudem viel weniger in Frage gestellt, viel mehr als selbstverständlich und unantastbar angesehen wurden als alles, womit wir uns heutzutage an „Rahmenbedingungen“ auseinanderzusetzen haben –, in einer solchen Zeit also war es wohl notwendig, plastisch, ja verletzend zu formulieren, um Aufmerksamkeit zu gewinnen. Stirner wählte den Weg der pasquill- und graffitihaften Polemik – vermutlich hätte er Kurt Tucholsky zugestimmt, der 1929 schrieb: *An Mauerwände kann man keine Pastelle malen. Ich muß also den breiten Pinsel nehmen*. So entstanden

denn aus dem Bestreben, die in sogenannten *fixen Ideen* befangenen Menschen aufzurütteln, manche erschreckenden Sätze, die Stirners Gegner ihm bis heute mit Wonne um die Ohren schlagen – am heftigsten natürlich jene, die sich nie die Mühe gemacht haben, Stirners Buch ganz zu lesen und aufmerksam darüber nachzusinnen. Auch wollte Max Stirner mit seinen teils bestürzenden Formulierungen wohl vor Augen führen, wohin eine „Autonomie“, eine „Selbstverwirklichung“ führen kann, die die Gleichrangigkeit und den Wert des Nebenmenschen eben nicht achtet: in der Tat in Willkür und Blutvergießen.

15.

Doch sein Buch, und das muß hier sozusagen gesperrt und im Fettdruck gesagt werden, endet eben nicht mit Hochmuts- und Willkürphantastereien. Ziemlich genau in der Mitte finden sich drei Sätze, die man als Schlüsselstelle seines Buches bewerten kann:

Von deinem und eurem Eigentum trete Ich nicht scheu zurück, sondern sehe es stets als mein Eigentum an, woran Ich nichts zu ‚respektieren‘ brauche. Tuet doch desgleichen mit dem, was Ihr mein Eigentum nennt! Bei dieser Ansicht werden Wir Uns am leichtesten miteinander verständigen.

So! Und hier haben wir nun Stirner pur in drei Sätzen. Der Bayreuther polemisiert von der ersten bis zur letzten Seite gegen *Besessenheiten* durch *fixe Ideen* – was eben auch eine „Selbstbesessenheit“ einschließt, die sich in Selbstüberschätzung und Rücksichtslosigkeit manifestiert und dem Anderen nicht zugesteht, was man für sich selbst beansprucht. Sicher sagt Stirner: *Zu welchem Eigentum bin*

Ich berechtigt? Zu jedem, zu welchem Ich Mich – ermächtige. Das Eigentums-Recht gebe Ich Mir, indem Ich Mir Eigentum nehme, oder Mir die Macht des Eigentümers, die Vollmacht, die Ermächtigung gebe. [...] wohin meine Gewalt langt, das ist mein Eigentum, und nehme Ich alles als Eigentum in Anspruch, was zu erreichen Ich Mich stark genug fühle, und lasse Ich mein wirkliches Eigentum so weit reichen, als Ich zu nehmen Mich berechtere, d. h. – ermächtige. Diesen Freibrief hat der „Egoist“ grundsätzlich. Aber Stirner stellt ausgerechnet an einer der „berüchtigtsten“ Stellen seines Buches – die üblicherweise genau im entgegengesetzten Sinne gedeutet wird – eine schrankenlose Freiheit und Willkür zur Disposition. Nämlich wenn er provozierend fragt, warum willkürliche Verfolgung und Tötung durch die egoistischen Träger der Staatsgewalt oder in deren Auftrag als Recht, ein aus egoistischer Motivation von einem Einzelnen begangener Mord aber als Unrecht gilt. Egoistische Willkür ist doch das eine wie das andere, auch wenn wir es, eingeschworen auf die „fixe Idee“ von der „Heiligkeit“ des Staates und seiner Gesetze, anders sehen³. Daraus ergibt sich aber der zwingende Schluß: Das „frei“ und eigenmächtig drauflosmordende Individuum begäbe sich genau auf die Ebene jener Autoritäten, deren willkürliche Machtansprüche, deren willkürliche Verfügung über andere Menschen bis hin zu Gefangensetzung und Tötung Stirner ja gerade in Frage stellt.

³ Im Original: *Ich [...] werde Mich [als Staatsgläubiger] vor ihrem Rechte und ihrer Macht fürchten in ohnmächtiger „Gottesfürcht“, werde ihre Gebote halten und in Allem, was Ich nach ihrem Rechte tue, Recht zu tun glauben, wie etwa die russischen Grenzwächter sich für berechtigt halten, die entrinnenden Verdächtigen totzuschießen, indem sie „auf höhere Autorität“, d. h. „mit Recht“ morden. Ich aber bin durch Mich berechtigt zu morden, wenn Ich Mir's selbst nicht verbiete, wenn Ich selbst Mich nicht vorm Morde als vor einem „Unrecht“ fürchte.*

Deshalb hält Max Stirner eben nicht bei stellenweise grotesk provokativen Zuspitzungen des Einzigkeits- und Eigenheitsbegriffes, sondern bringt, ganz Schüler Hegels, den dialektischen „Dreisatz“ zu Ende: Auf die Feststellung der „These“, des bestehenden Zustandes einer Herrschaft „heiligesprochener“ politischer, sozialer und religiöser Systeme und Ideologien, und der radikal entgegengesetzten „Antithese“ einer schrankenlos-willkürlichen Selbstverwirklichung, folgt die „Synthese“ auf höherem Niveau. Und so besteht ein Großteil des Werkes aus Mahnungen eines aufklärerischen Optimisten, der „über das vernichtende Nein immer das schöpferische Ja stellt“⁴, zur Einsicht, zum klugen und produktiven Gebrauch der individuellen Souveränität – und zu einer Kooperation der Individuen auf der Basis einer „gleichen Freiheit aller“⁵ zum bestmöglichen Nutzen eines jeden. Deutlich wird, daß Stirner zwar gegen ein *heiliges Recht*, eine „heilige Ordnung“, ein „geheiligtes“ Gebot der Nächstenliebe anschreibt – nicht aber gegen Recht, Ordnung und Rücksicht schlechthin, wenn diese pragmatisch begründet und nicht mit einem unhinterfragten, universalen Ausschließlichkeitsanspruch verbunden sind. Wenn staatliches Strafgesetz und biblisches fünftes Gebot den Mord nicht aus der Welt schaffen konnten, so doch die ganz persönliche einsichtsvolle Absage an willkürliche Gewalt gegen Leib und Leben als unangemessenes Mittel der Auseinandersetzung mit Anderen. Was Stirner selbst von

⁴ Formulierung nach Herbert Conrad, Bayreuth. *Der Lebensweg einer Stadt*. Hrsg. v. d. Stadt Bayreuth (Städte der bayerischen Ostmark), Bayreuth 1936, S. 128 (im Original: Über dem vernichtenden Nein steht immer auch das schöpferische Ja.).

⁵ Eine von John Henry Mackay geprägte, treffende Formulierung aus dessen Stirner (in einer vorrangig anarchistischen Deutung) popularisierendem Buch „Der Freiheitsucher. Psychologie einer Entwicklung“ (Freiburg [Breisgau] 1982).

seinen streckenweise pathetisch klingenden Bekenntnissen zum Egoismus und zur Autonomie des Einzelnen behalten wissen will, ist nicht allzu weit entfernt vom biblischen *Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst* (Lev 19,18, „Einheitsübersetzung“) und beherzigt sehr wohl das populäre Sprichwort: „Was Du nicht willst, daß man Dir tu’, das füg’ auch keinem andern zu“ sowie das Pauluswort: *Alle Dinge sind mir erlaubt; aber nicht alle Dinge sind von Vorteil. Alle Dinge sind mir erlaubt; aber ich will mich nicht in die Gewalt von irgend etwas bringen lassen.* (1 Kor 6,12, „Neue-Welt-Übersetzung“) Nichts soll Macht gewinnen über mich – das heißt: keine fremden Machtansprüche, Werte und Normen, über deren Verbindlichkeit für Mich Ich allein in freimütiger, besonnener Abwägung entscheide – aber auch keine Selbst- und Freiheitsbesessenheit. In diesem Sinne entwirft Stirner das Konzept einer Gesellschaftsordnung, die auf *Vereinen* beruht.

Konkret heißt das: Die Auseinandersetzung zwischen den autonomen Einzelnen kann entweder darin münden, daß einer der Rivalen im „Kampf“ unterliegt, oder aber darin, daß die Gegner sich verständigen, einen „Vertrag“ schließen und so buchstäblich zu „Kontrahenden“ werden. Der erstrebenswertere Weg, Interessenkonflikte zwischen „Eigenen“ zu lösen, ist auch aus Stirners Sicht der zweitgenannte. Denn Stirners *Eigener* ist nicht asozial. Er setzt zwar die Prioritäten anders, als es die überkommenen Moralvorstellungen tun, und gibt seinem individuellen Interesse den Vorrang vor jedem „Altruismus“, allem „Gemeinwohl“ und jeglicher „Staatsraison“. Doch er weiß eben auch um seine Grenzen, lotet sie aus und strebt danach, zum allseitigen Vorteil aller Beteiligten *Vereine* mit anderen „Eigenen“ zu bilden, die sich freiwillig auf vertraglicher Basis zusammenschließen.

Und „freiwillig“ heißt eben auch: aus Einsicht in die Grenzen der persönlichen Befähigungen und die sich daraus ergebende Notwendigkeit des produktiven arbeitsteiligen Zusammenwirkens im Sinne einer *Multiplikation* der Kräfte und Mittel der Einzelnen. Der entscheidende Unterschied des Stirnerschen „Vereins“ zu Staat und Gesellschaft besteht in der Freiwilligkeit der Mitgliedschaft und der Absage an „heiliggesprochene“ Machtstrukturen und Gesetze. Die Regeln, nach denen ein „Verein“ funktioniert – und ohne Regeln wird es auch hier nicht gehen – gelten, wenn und soweit sie nützlich sind; Personen, die von den Mitgliedern des Vereins zu lenkenden, koordinierenden Aufgaben berufen werden, besitzen Autorität, wenn, weil, soweit und solange diese von den Mitgliedern anerkannt wird. Ausdrücklich betont Stirner, daß die freiwillige Einordnung des Individuums in ein soziales Beziehungsgeflecht auch die Charakterstärke erfordert, *ein Vertrauen, das Wir freiwillig hervorrufen, [nicht] zu täuschen*. Und so macht Stirner aufs Neue allen einen Strich durch die Rechnung, die ihn als Propagator von Skrupel- und Rücksichtslosigkeit zu diffamieren suchen.

17.

Der „Eigene“ und „Einzig“ ist auch kein „Revoluzzer um jeden Preis“. Von Stirner selbst – ich erwähnte es bereits – weiß man, daß seine Kleidung und sein Benehmen unauffällig, ruhig und überaus „korrekt“ waren. Viele, die schon damals Individualität mit Schrillheit und Profilneurosen verwechselten, sollen ihn deshalb für einen „Stutzer“ gehalten haben. Deziert verwahrt sich Stirner gegen eine schonungslose kulturrevoluzzerhafte Destruktivität. Geschichte und Tradition sind ihm zwar so wenig „heilig“ wie alles andere – aber Stirner weiß, daß blinde Zerstörungswut so schädlich ist wie blinde Anbetung. Nicht

die radikale polpoteske „Abnabelung“ von den Früchten jahrtausendelanger Kulturentwicklung ist der Selbstkonstituierung und Persönlichkeitsbildung des Individuums förderlich, sondern im Gegenteil die „An-Eignung“ und „Verwertung“ dessen, was *die Jahrhunderte der Bildung Mir erworben haben*. Davon will auch der „Einzigste“ *nichts* [...] *wegwerfen und aufgeben*, was ihm zu Nutzen, Erkenntnis oder auch schlichtweg Freude dient. Das können natürlich auch vorgefundene bewährte Gesetze und Ordnungsprinzipien sein – nicht blindes Kaputt schlagen, affektiertes „Dagegen sein aus Prinzip“ gegenüber Recht, Sittengesetz, Kultur und bestehender zwischenmenschlicher Organisation ist Stirners Anliegen, sondern die Aufforderung an jeden Einzelnen, die man mit dem biblischen Aufruf treffend in Worte fassen kann: *Prüft alles, und behaltet das Gute*. (1 Thess 5, 21, „Einheitsübersetzung“) Dies freilich ganz pragmatisch, ohne unangebrachte Scheu vor der angeblichen „Heiligkeit“ irgendwelcher Regeln und Gegebenheiten. Halten wir fest: Der „Einzigste“ und „Eigene“, das souveräne Individuum also, fängt zwar in seiner Selbstkonstituierung beim Punkt Null an, beim *Nichts*, wie es in Stirners Vorwort zum „Einzigsten“ heißt, aber er darf dabei nicht aufhören, und es ist ihm nur von Nutzen, wenn er bei seiner Persönlichkeitsbildung aufgreift, sich wohlerwägend, wissentlich und willentlich „aneignet“ und für sich „verwertet“, was er als Erbe der ihm vorausgegangenen „Iche“ vorfindet – nicht aus anerzogener unreflektierter Ehrfurcht vor dem „alten Guten“, sondern aus bewußter Bejahung oder Einsicht in dessen Nutzen. Ein Gleiches wird gelten, wenn sich Individuen im Verein Regeln für dessen Organisation und Arbeit geben werden, ohne die es auch dort so wenig gehen wird wie in irgendeiner Organisation, in der sich Menschen zusammenfinden.

18.

Das wäre also das ach so skandalöse, anstößige, gefährliche Buch des ach so wahnsinnigen Max Stirner gewesen. Wer Buch und Verfasser bislang so eingeschätzt hat, kann sich immerhin in bester Gesellschaft wähnen: Auch Stirners Zeitgenossen lag das brisante Buch schwer im Magen. Erwartungsgemäß bildete es sogleich ein Angriffsziel der obrigkeitlichen Selbstschutzmechanismen: In Preußen, Kurhessen, Mecklenburg-Schwerin, Hamburg und Österreich, vorübergehend auch in Sachsen, wurde es verboten oder indiziert. Doch nicht nur dieser Umstand, der die Verbreitung des Buches massiv behinderte, mag dazu beigetragen haben, daß „Der Einzige“ kein „Bestseller“ wurde.

Viele Anhänger der demokratischen, liberalen und sozialistischen Strömungen jener Zeit begegneten Stirners zu Ende geführter Kritik an Staat, Recht und Moral mit ratloser Ablehnung. Stirner selbst mag geahnt haben, warum: Im „Einzigen“ distanzierte er sich von der Haltung der sogenannten „Liberalen“, denen er attestierte, die bestehende (monarchistisch-christlich geprägte) oktroyierte Rechts- und Moralordnung nur zu dem Zweck stürzen zu wollen, an deren Stelle ein neues (wenngleich „liberal“ etikettiertes) Zwangssystem zu setzen. Die von Stirner angeregte Liquidierung jeglichen autoritativ vorgegebenen Ordnungssystems zu Gunsten freiwilliger Zusammenschlüsse selbstbestimmter Individuen schien ihnen unvorstellbar und deshalb „skandalös“. Der Nürnberger Stirnerforscher Bernd A. Laska sprach zutreffend davon, daß Stirner zu einem Dasein als *Paria des Geistes* verurteilt wurde, und das bis in unsere Zeit hinein. Man las sein Buch, das durchaus zu einem *heimlichen Hit* (Laska) wurde, man ließ sich davon – positiv oder negativ

– anregen, bezog sich aber selten ausdrücklich auf Stirner als Quelle oder „Anreger“. Stirner beantwortete die schon von seinen Zeitgenossen betriebene Schmähung und Ignorierung, indem er sich aus den Revolutionsereignissen von 1848/49 heraushielt: dieser Kampf war in seinen Zielen nicht der seine, die Protagonisten waren nicht seine Genossen.

19.

Seine Lehrerstelle hatte Schmidt kurz vor Erscheinen des „Einzigen“ 1844 aufgegeben, vermutlich weil er einer Kündigung zuvorkommen wollte, die er als Folge seiner öffentlich gemachten radikalen Ideen befürchtete. Vielleicht hatte er auch insgeheim gehofft, sein Buch werde ihm zum Durchbruch als progressiver Publizist und Journalist verhelfen. Doch wie die „Kritik“ von demokratischer und sozialistischer Seite zeigte, war er in diesen Kreisen eher kompromittiert als respektiert und sollte es auf Dauer bleiben.

Erstaunlich ist durchaus, daß der in Berlin wohnende Stirner, soweit wir wissen, keiner obrigkeitlichen Verfolgung ausgesetzt war, obwohl sein Buch ja auch in Preußen verboten war und blieb. Anfangs lag das daran, daß die Zensur- und Polizeibehörden – das ist aktenkundig – gar nicht herausfanden, wer sich hinter dem Pseudonym „Max Stirner“ verbarg. Doch spätestens 1846 war die Identität des Verfassers bekannt. Gleichwohl scheint ihm auch dann nichts geschehen zu sein. Vielleicht entschieden sich die Behörden angesichts der selbst in oppositionellen Kreisen offensichtlich geringen Wirkung des Buches dafür, sich gelassen zu geben. Unbehelligt vom Staat und ignoriert von den vermeintlichen Genossen versuchten sich Max Stirner und seine zweite Frau Marie 1845 eine neue Erwerbsquelle zu erschließen, indem

sie einen Milchvertrieb für Berlin aufzubauen begannen. Die Geschäftsidee war zukunftsfähig, wie der Berliner Unternehmer Bolle einige Jahrzehnte später bewies, der sich mit einem gleichartigen Unternehmen eine goldene Nase verdiente. Für die beiden als Geschäftsleute wohl allzu unbedarften „Schöngeistern“ allerdings endete das völlig mangelhaft organisierte Unternehmen in einem Fiasko und verschlang den Rest des beachtlichen Vermögens, das Marie Dähnhardt als Mitgift in die Ehe gebracht hatte. Alsbald zerbrach die Ehe, die wohl schon zuvor an der allzu großen charakterlichen Verschiedenheit zwischen dem ruhigen Max Stirner und der als leidenschaftlich und temperamentvoll beschriebenen Marie gelitten hatte, auch wenn Stirner sein Buch noch ihr als *meinem Liebchen* gewidmet hatte. Im April 1846 trennte sich Marie von ihrem Gatten. Sie betätigte sich danach noch schriftstellerisch und suchte nach einem wechselvollen Leben ihr Heil in der Religion, die sie – wie so viele Konvertiten – sozusagen 150prozentig umsetzte. Als sie sich schließlich in London niederließ, wo sie 1902 mit 84 Jahren starb, muß sie die Karikatur einer bigotten alten Betschwester abgegeben haben; für ihren Mann und ihre so „freie“ Berliner Zeit hatte sie nur Erinnerungen voller Verachtung übrig.

20.

Materiell verarmt und stellungslos, suchte Max Stirner noch einmal in publizistischer Arbeit sein Heil. 1845/46 erschienen seine Übersetzungen von Werken der Volkswirtschaftler Jean-Baptiste Say und Adam Smith – Stirners Übersetzung von Smiths „Wesen und Ursachen des Nationalreichtums“ galt bis in die 1970er Jahre als „Standardübersetzung“ –, 1845 auch eine Entgegnung auf Rezensionen seines Buches, 1848

einige kleinere Aufsätze, 1852 die ersten zwei Teile einer Dokumentation der konterrevolutionären Bestrebungen seit 1789 in Frankreich und Deutschland unter dem Titel „Geschichte der Reaction“. Daneben versuchte er sich in *Vermittlungsgeschäften* (so Mackay). Doch rettete alles dies Stirner nicht davor, 1853/54 zweimal im Schuldarrest zu landen – das hieß: er wurde mit Freiheitsentzug dafür bestraft, daß er seine Schulden nicht tilgen konnte, wobei die Gläubiger kurioserweise für den Unterhalt des Inhaftierten aufkommen mußten, also nur zusätzliche Spesen aus dieser Bestrafung hatten. Vielleicht waren es diese schwierigen Lebensverhältnisse, war es der „Kampf um den Tag“, der nach 1846 eine umfangreichere journalistische oder literarische Arbeit unmöglich machte.

1854 entschloß sich Max Stirner, seine Erbensprüche an dem Ballerstedtschen Haus in Kulm, das sich im Eigentum seiner noch lebenden, aber geistig zerrütteten Mutter befand, an einen westpreußischen Kaufmann abzutreten und auf diese Weise endlich wieder finanziell auf die Füße zu kommen. An dem Erlös aus dieser Transaktion sollte sich Stirner nicht mehr lange erfreuen können. Am 25. Juni 1856 verstarb er in Berlin an einer Blutvergiftung – Folge der unsachgemäßen Behandlung eines Karbunkels, der seinerseits vermutlich durch einen Insektenstich hervorgerufen worden war. Stirner, der ohne Nachkommen geblieben war, wurde am 28. Juni 1856 auf dem Berliner Sophienkirchhof in einem Armengrab beigesetzt. Sein Nachlaß wurde in alle Winde verstreut und muß größtenteils als verloren gelten. Nicht einmal ein gutes Portrait ist überliefert; es existieren lediglich zwei Karikaturen von Friedrich Engels, der Stirner im Kreis der „Freien“ persönlich kennen gelernt hatte, sowie spätere „Phantombilder“ an Hand verbaler Beschreibungen Stirners.

Die bis heute maßgebliche Biographie Stirners verfaßte der Schriftsteller und individualistisch-anarchistische Programmatiker John Henry Mackay in fünfundzwanzigjähriger Arbeit; ihre dritte und letzte Bearbeitung erschien 1914. Er ließ auch Gedenktafeln an Stirners Geburtshaus (1907) und Sterbehaus (1892, nicht mehr erhalten) sowie eine Grabplatte (1892) setzen.

21.

Welche Spuren haben Stirner und sein Werk nun hinterlassen? Da wäre natürlich das etwas traurige Kapitel „Stirner und Bayreuth“ zu schreiben. Begibt man sich auf einen Spaziergang auf Stirners Spuren durch diese Stadt, so bilanziert man:

– Geburtshaus, Maximilianstraße 31: Vom privaten Eigentümer wegen „Baufälligkeit“ abgerissen und 1971 durch einen Neubau ersetzt. Immerhin: Oberbürgermeister Hans Walter Wild hatte sich für den Erhalt des Gebäudes einzusetzen versucht, in dem einer der wenigen prominenten echten Söhne und Töchter Bayreuths geboren wurde; engagierte Bürger hatten gegen den Abbruch demonstriert, zwei Architekten, denen der Abriß und Neubau angetragen worden war, dieses Ansinnen abgelehnt. Ein paar Ornamente aus dem Erker des alten Hauses sind noch in den Erker des neuen Gebäudes eingefügt worden, das oberflächlich dem ursprünglichen Bau nachempfunden wurde. Auch die 1907 von Stirners Biograph, dem Schriftsteller und anarchistischen Theoretiker John Henry Mackay, gestiftete Gedenktafel wurde erfreulicherweise wieder angebracht und ist jetzt sogar besser zu sehen als einst am alten Haus. Dies kann freilich nicht über dessen Verlust hinwegtrösten.

Mit dem alten Geburtshaus ging auch die Gaststube unter, die seit den 1920er Jahren den Namen „Stirnerhaus“ führte. Wie es ein Auswärtiger – Mackay – war, der die Gedenktafel stiftete, so war es auch ein Zugereister, der nicht nur diese Neubenennung vorschlug, sondern auch in der Gaststube eine kleine Gedenkstätte mit Reproduktionen von Dokumenten über Stirner, das sogenannte „Stirner-“ oder „Philosopheneck“, einrichtete: der aus Chemnitz stammende Stadtoberarchivrat Professor Dr. Bernhard Rost. Lassen wir ihn selbst sprechen, der 1928 in einem langen, klugen und respektvollen Beitrag über Stirner für das lokalgeschichtliche Heimatblatt „Bayreuther Land“ folgende sympathische Selbst- und Stirner-Charakterisierung zum Besten gab:

Damit wir aber hübsch beisammenbleiben und der im Geiste bei mir in der Philosophen-Ecke sitzende Leser bei dem Worte Anarchismus nicht mit Schrecken von mir abrückt und ängstlich nach einer Dynamitbombe wittert, bemerke ich, daß ich als alter Mann sehr konservativ bin und doch den Stirnerschen Geist wertschätze. Und das sollen auch meine geneigten Leser tun! [...] Wer sich eingehend mit Stirners Werk beschäftigt, wird gern Karl Joel, [einem Basler Philosophieprofessor, in diesem Amt wie in seiner Gesinnung ein Nachfolger Friedrich Nietzsches, der sich in mehreren Studien mit Stirner befaßt hatte und] der durchaus kein Anhänger Stirners ist, beistimmen, daß der Verfasser des Werkes „Der Einzige und sein Eigentum“ einer der tiefsten deutschen Denker und einer der allerglänzendsten Schriftsteller ist – trotz mancher Fehler, die das Werk zeigt. Und weil Max Stirner ein bedeutender Mensch ist, ein ungewöhnlicher Kopf, habe ich ihm auch in seiner Vaterstadt Bayreuth, die ihn so stiefmütterlich behandelt hat und noch behandelt, eine – wenn auch lächerlich kleine – Gedächtnisstätte errichtet, ich, der Konservative, dem Revolutionär.

Es sei darauf hingewiesen, daß eines der Gästebücher der Gaststube „Stirnerhaus“ im Stadtarchiv verwahrt wird.

– Das Haus, in dem Johann Caspar Schmidt von 1818 bis 1826 wohnte – sinnigerweise neben dem einstigen Schmidt(!)-Bank-Haus –, steht auch nicht mehr. Es wurde ein Raub des Zweiten Weltkrieges: Als kurz vor dem Einrücken der Amerikaner im April 1945 die Nordseite der Maximilianstraße in Flammen aufging – wie es heißt, weil im Alten Schloß „politisch verfängliche“ Akten verbrannt wurden und das Feuer außer Kontrolle geriet –, fraß sich der „rote Hahn“ bis zum Haus Maximilianstraße 36 durch und zerstörte es. Später wurde ein Neubau errichtet – in einem „historisierenden“ Stil, der sich aber gleichwohl in der Gestaltung nicht mehr an der alten Fassade orientiert. Jetzt befindet sich dort der Drogeriemarkt Müller. Von Stirners Schule, dem alten Christian-Ernestinum, steht noch das Gebäude; freilich entkernt und zu Behördenzwecken genutzt: früher Gesundheitsamt, jetzt Polizeidienststelle.

– Schließlich hat die Stadt Bayreuth Max Stirner noch eine Straße in der Nachbarschaft des Röhrenseeparks gewidmet. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg sahen sich amerikanische Besatzungsmacht und neue demokratische Stadtverwaltung veranlaßt, einige als nicht mehr zeitgemäß empfundene Straßenbezeichnungen zu ändern, so auch den Namen der „Langemarckstraße“, der – auf eine Schlacht des Ersten Weltkrieges verweisend – als militaristisch verpönt wurde. So griff man auf Max Stirner zurück, den Individualisten und Antikollektivist. Und die damaligen Stadtväter zeigten damit und mit dem Umstand, daß sich Stirner dank dieser Straßenbenennung in guter Nachbarschaft zu Arthur Schopenhauer und Gerhart Hauptmann befindet,

mehr Wertschätzung und Verständnis für Stirners Werk als einige spätere sogenannte Stirnerforscher, die sich dazu verstiegen, Stirner zum Protofaschisten zu erklären, nur weil die Nazis dem mutmaßlichen Inspirator des von ihnen verdeuteten und mißbrauchten Friedrich Nietzsche ebenfalls eine gewisse Wertschätzung entgegengebracht und auch Mussolini viermal beiläufig Stirners Namen erwähnt hatte. Daß Stirner „nur“ eine kleine, ruhige Straße am Stadtrand erhielt, will ich gar nicht über Gebühr kritisieren – ich glaube, der ruhige Einzelgänger wäre damit ganz zufrieden. Danach allerdings wurde Max Stirner von der Stadt Bayreuth bis vor kurzem praktisch ignoriert. Aber in der Ehrung der mit ihr verbundenen großen Persönlichkeiten war diese Stadt ja leider lange Zeit sehr selektiv – Karlheinz Deschner 1976 zitierte in seinem einsichtsvollen Essay über Stirner und Jean Paul ein *bittere[s] Kennerwort: Mit Wagner verbindet Bayreuth der Geldsack, an Jean Paul erinnert es sich noch, an Stirner nie.* Nun gut – nachdem man mit einiger Verspätung Wilhelm Leuschner eine Gedenkstätte, dem freiheitlichen Publizisten des 19. Jahrhunderts Johann Wirth ein Sträßchen und dem von 1905 bis 1921 im Nervensanatorium Herzoghöhe internierten staats- und kirchenkritischen Schriftsteller und Stirner-Verehrer Oskar Panizza eine Ausstellung in der Universität gewidmet hatte, scheint sich ja seit 2006 eine kleine Stirner-Renaissance anzubahnen – sicher nicht nur zur Befriedigung erklärter Stirner-Verehrer.

22.

Damit möchte ich zum Schluß kommen, obwohl wir mit Stirner eigentlich noch längst nicht am Ende sind. Stirner und der Marxismus, Stirner und der Existenzialismus (in dessen Gedankengut sich ja – unter anderem – sowohl marxistisches

als auch Stirnersches Gedankengut wiederfindet), Stirner und Nietzsche, Stirner und die Münchener Räterepublik von 1919, Stirner und der Faschismus/Nationalsozialismus, Stirner und der Anarchismus, Stirner und die Kunst (daß der „hohle und dürftige Schädel“ sogar Kunstschaffende zu inspirieren vermag, wissen die Bayreuther spätestens seit der Ausstellung mit Bildern von Robert Hartmann 2007): an behandelnswerten Themen und überraschenden Einsichten würde kein Mangel herrschen. Doch würde dies fraglos den Rahmen eines einleitenden Textes sprengen.

Fragen wir also zuletzt, was geblieben ist von diesem Max Stirner, im 164. Jahr nach Erscheinen seines Hauptwerkes, im 152. Jahr nach seinem Tod. Vieles, was anno 1844 als revolutionär empfunden wurde, mag heute fast banal klingen. Religion, Staat, Moral: alles das hat viel an Bedeutung, Verbindlichkeit, Autorität verloren. In Deutschland wurde eine Verfassung eingeführt, der ein sogenanntes „personalistisches“ Menschenbild vorschwebt. Der Verfassungsrechtler Konrad Hesse definierte dies wie folgt: Der Mensch *wird [...] als „Person“ verstanden, von unverfügbarem Eigenwert, zu freier Entfaltung bestimmt, zugleich aber auch Glied von Gemeinschaften [...], durch diese Bezüge in seiner konkreten Individualität wesentlich geformt, aber auch berufen [interessanterweise nicht „verpflichtet“], menschliches Zusammenleben verantwortlich mitzugestalten – und nicht zuletzt: weder isoliertes, seiner geschichtlichen Bedingtheiten entkleidetes Individuum noch wesenloses Partikel moderner „Masse“*. Vor diesem Hintergrund, selbst wenn Stirner dies im Vergleich mit seiner konsequenten Subjektivität und Individualität immer noch als halbherzig abgetan hätte, hebt sich der „Einzig“ längst nicht mehr so kontrastreich ab wie Mitte des 19. Jahrhunderts.

Doch sind Stirners Mahnungen und Aufrufe deshalb obsolet, ist der Bayreuther nichts weiter als ein fußnotentaugliches Kuriosum der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts? Ich glaube nicht. Auch das freiheitlichste Staatswesen bleibt ein Staatswesen mit nicht zur Diskussion gestelltem Anspruch, den Einzelnen sich dienstbar zu machen, zu vereinnahmen, zu unterwerfen, zu normieren. Auch vom freiheitlichen Staat zur Diktatur kann es dann nur noch ein kleiner Schritt sein – vor allem, wenn die Einwohner geneigt sind und geneigt bleiben, unbeirrbar an die prinzipielle Heiligkeit staatlicher Ordnung und ihrer Verfügungen zu glauben. Doch man muß nicht immer den Buhmann Staat bemühen und würde mit einer derart einseitigen „anarchistischen“ Deutung auch Stirner bei weitem nicht gerecht werden⁶ – es gibt ja auch andere „pressure groups“ und einflußhungrige Super-Egoisten, die uns unter ihre Kuratel bringen wollen, wirtschaftlich, weltanschaulich oder einfach aus Lust an ihrer eigenen Macht und der Bewunderung, Servilität oder Angst der anderen. Lebte Stirner heute: er polemisierte vielleicht über die „Medienmogule“, die „Meinungsmacher“ und „Saudurchsdorftreiber“ in so manchen von Krawallbazillus oder Größenwahn zumindest angekränkelten Medien, über Reklameterror und Wellenreiterei, über die Bataillone von Glatzköpfen und Irokesen, die ganze Orte oder Stadtviertel

⁶ Stirner bezeichnete das Individuum und den sich Herrschaft über es anmaßenden Staat als „Feinde“; aber nicht der destruktive Kampf gegen den Staat oder andere dem Einzelnen von außen oktroyierte Gesetze und Ordnungen ist Stirners Hauptanliegen, sondern die konstruktive Selbstkonstituierung des Individuums, das seinen persönlichen Lebensweg sucht und lebt, egal wie dieser verläuft. Stirner als „Anarchisten“ zu qualifizieren, wie das unzählige Abhandlungen und Lexikonartikel tun, engt sein Anliegen ein, legt ihn selbst und alle, die sich auf ihn berufen wollen, auf einen bestimmten Gedanken- und Lebensweg fest, stempelt Stirner gleichsam zu einem Ideologen, was er ja gerade nicht sein wollte. Deshalb sollte man dieses „Etikett“ mit Vorsicht verwenden.

mit Schlagstöcken oder Molotow-Cocktails zu „überzeugen“ versuchen, oder über Drogendealer der unterschiedlichsten Art ... Zur Wachsamkeit vor Indoktrination, Konformismus und Unterdrückung mahnt uns nicht nur die Geschichte – sondern eben auch Stirner, der als Kenner der Geschichte und aus eigener Anschauung wußte, wohin Heuchelei und Wahn im Namen absolut gesetzter Ideologien und Herrschaftssysteme führen: in politische Verfolgung, Kriege, in die Vernichtung von Ideen, Kenntnissen und Fähigkeiten durch die Wegsperrung oder Tötung von Menschen.

23.

Ich weiß nun nicht, ob es zu verwirklichen ist: Stirners Wunschbild von der Ersetzung der staatlichen „Hierarchien“, „heiligen Ordnungen“ mit Monopolanspruch durch friedlich neben- und miteinander bestehende dynamische, konkurrierende Vereine auf der Basis freier Vertragsverhältnisse und mit rein pragmatischen Regeln. Als Historiker erlaube ich mir da skeptisch zu sein. Mir geht es ungefähr so, daß ich Stirner lese, dann ins Geschichtsbuch blicke und anschließend doch wieder bei Erich Kästners „Jakob Fabian“, Thomas Hobbes' „Leviathan“ oder in George Orwells „Farm der Tiere“ lande. Aber Selbstbewußtsein, Rückgrat, Wachsamkeit, das alte aufklärerische „sapere aude“, einen freien Blick, Gleichmut, Respekt vor dem „Humankapital“ unserer Nebenmenschen und ein Nein zur Herdenviehmentalität jeder Art: diese scheinbaren Selbstverständlichkeiten, die dies leider noch längst nicht sind, vermittelt uns Stirner mit einer Konsequenz wie wenige außer ihm. Er bietet nicht das „ultimative“, alles vernünftig erklären wollende Weltbild wie die großen „Weltanschauer“ vom Range der Platon, Descartes, Leibniz, Kant, Hegel oder Marx und Engels, mit denen er bestimmt

nicht in eine Reihe gehört. Aber er fegt die Ecken aus. Und solche Menschen hat jede Zeit nötig, ob 1844 oder 2008 – weil eben für alle Zeiten gilt, was der irische Jurist, Dichter und Redner John Philpot Curran 1790 wußte: „Der Preis der Freiheit ist immerwährende Wachsamkeit“⁷; und was Kurt Tucholsky 1935 zu Ende formuliert hat: *Was ist Stärke –? Die Schwäche der andern.*

Bayreuth, im März 2008 (164 nach Stirners „Einzigem“)

Paul Jordens

⁷ Im Original: *It is the common fate of the indolent to see their rights become a prey to the active. The condition upon which God hath given liberty to man is eternal vigilance; which condition if he break, servitude is at once the consequence of his crime and the punishment of his guilt.*

Anhang 1:
Von Stirner, Nietzsche und deutschen Dummheiten

1.

Der Nürnberger Stirnerforscher Bernd A. Laska – einer der besten Kenner der Wirkungsgeschichte Stirners – nannte den Bayreuther einen *Paria des Geistes* und spricht zutreffend davon, daß die Rezeptionsgeschichte von Stirners Werk genau genommen eine *Re(pulsions- und De)zeptionsgeschichte* gewesen sei. Man kann grundsätzlich feststellen: Max Stirners „Königsweg“ zwischen hochmütigem „Übermenschentum“ und konformistisch-mitläufernder Herdenviehmentalität hat bislang nur begrenzt Wirkung entfalten können – allzu viele vermögen sich nicht recht vorzustellen, wie ein Leben aussehen könnte, in dem das Individuum nicht mehr entweder Hammer oder Amboß ist¹. Entsprechend hilflos stand und steht man Stirner gegenüber, und wir stehen vor der schon im vorigen Text angesprochenen sonderbaren Situation, daß sich Spuren Stirnerschen Denkens zwar bei einer nicht unbeachtlichen Liste von Denkern und Schriftstellern feststellen lassen, aber nur wenige sich öffentlich zu ihrer Anregung durch Stirner bekannt haben. Da muß man oft in nichtöffentlichen Dokumenten wie Briefen und Tagebüchern forschen oder ist überhaupt auf „Indizienprozesse“ angewiesen.

2.

Wohl das prominenteste Beispiel für letzteres ist Friedrich Nietzsche. Die Mutmaßung, daß der 1844 – kurioserweise im Jahr des Erscheinens von Stirners Hauptwerk – geborene Nietzsche Stirner angeregt worden sein könnte, kam schon

¹ Hinzu kommt, daß es Stirners Werk weitgehend an der sprachlichen Schwere fehlt, die gerade in Deutschland von einem Werk mit philosophischem Anspruch „verlangt“ wird ...

zu Nietzsches Lebzeiten auf, weil man auffällige Parallelen zwischen den Weltanschauungen sah. Allen voran natürlich Nietzsches „Übermensch“, der nicht „Übermensch“ im Sinne von Rücksichtslosigkeit und Größenwahn, sondern im Sinne einer höheren geistigen Evolutionsstufe sein soll, nach Abstreifen ideologischer und sozialer Befangenheiten. Wenn Nietzsche seine Ideen auch in pathetischere Worte faßte, obendrein einen „elitären“ Zug hervortreten ließ und einen gewissen missionarischen Eifer bekundete – Wesenszüge, die in einem Kontrast zu Stirners grundsätzlich an „jedermann und jedefrau“ gerichteter introvertierter Eigenheitsphilosophie stehen –, so ist zumindest eine Verwandtschaft der Ideen doch feststellbar.

So kam mit dem wachsenden Interesse an Nietzsche seit den späten 1880er Jahren gleichsam als „Begleiterscheinung“ auch Stirner zu neuen Ehren. Interessanterweise waren auch Nietzsche-Verehrer unter denen, die Stirner in den 1890ern zu neuer „publicity“ verhalfen. Erwähnt sei hier nur die wohlfeile Reclam-Ausgabe des „Einzigsten“ von 1892, herausgegeben von dem Nietzscheaner Paul Lauterbach. In Nietzsches Nachlaß findet sich aber keine namentliche Bezugnahme auf Stirner; und sein geistiger Zusammenbruch 1889 fiel ausgerechnet in die Zeit des beginnenden großen Interesses an seinem Werk, so daß er sich an den aufkommenden Diskussionen und Fragen über etwaige Parallelen und Beziehungen zu Stirners Werk nicht mehr beteiligen konnte.

3.

Doch ein 2002 erschienener Artikel Bernd Laskas hält als Ergebnis fest, daß Nietzsche mit Kennern des Werkes oder sogar der Person Stirners in Kontakt stand, und nennt weitere bislang meist übersehene, übergangene oder fehlgedeutete

Indizien auf eine Anregung durch Stirner. Zumindest eine Aussage Nietzsches über Stirner ist auch überliefert: Ida Overbeck, Gattin von Nietzsches Freund Franz Overbeck, erinnerte sich, daß Nietzsche sich ihr gegenüber einmal als *mit Stirner geistesverwandt* bezeichnet und sogar seine Furcht bekundet habe, als „Plagiator“ verrufen zu werden. Man mag das alles nun als innerphilosophischen Streit um des Kaisers Bart abtun. Aber die in den letzten gut 110 Jahren allenthalben formulierte Annahme einer Inspiration Nietzsches durch Stirner hatte eine verheerende Folge: In dem Maße, wie Nietzsche mit pathetisch-radikalen Worten formuliertes „Übermenschentum“ in Richtung eines rücksichtslosen Überleichengehens verdeutet wurde und so letztlich auch in den ideologischen Rinnsteinen und Schützengräben des Nationalsozialismus landete, in diesem Maße also wurde auch Stirner, dessen Werk es ja gleichfalls nicht an leicht zu mißdeutenden und zu mißbrauchenden markigen Parolen fehlte, in den Dunstkreis faschistoider Ideologien gezogen. Hinzu kam, daß sich Benito Mussolini nachweislich viermal über Stirner geäußert hatte; in drei dieser Äußerungen schlug er deutlich anerkennende oder gar begeisterte Töne an. Stirners Werk kannte auch der völkische Schriftsteller Dietrich Eckart, ein Freund und Ideengeber Hitlers. Zu den „rechten“ Stirnerkennern gehörte ferner der Staatsrechtler Carl Schmitt (*Der Führer schützt das Recht*). Bedarf es stichhaltigerer Beweise für die Kontinuität von Stirner zu Faschismus und Nationalsozialismus?

4.

Freilich taugen alle diese von dem marxistisch beeinflussten Autor Hans Günter Helms mit Wonne herbeizitierten „Belege“ – vorsichtig ausgedrückt – nur sehr bedingt als

Beleg für eine angebliche „Faschismuskompatibilität“ Stirners. Was zunächst Mussolini angeht: Zwei der inkriminierten Äußerungen fielen 1910 und 1911, als Benito Mussolini noch bekennender Sozialist (!) war; die beiden anderen in den Jahren 1914 und 1919, als weltanschaulich bei ihm auch noch vieles im Fluß war. 1914 entdeckte Mussolini eine „wunderbare (*meravigliosa*) Absurdität“ an Stirners Individualismus – ein janusköpfiges „Lob“, wie man zugeben muß. 1919 war es dann Stirners Bekenntnis zur *Elementarkraft des Individuums*, das Mussolini die einzige *menschliche Realität* nannte. Ein paar Jahre später dürfte das wohl im mittlerweile von Mussolini diktatorisch geführten Italien nicht mehr gar so aktuell gewesen sein. (Es sei denn, daß der Duce es, pervertierend, noch für sich selbst auf seine alles bestimmen wollende persönliche „Elementarkraft“ münzte – aber dafür gibt es nicht die Spur eines Beleges.)

Ähnlich steht es mit der von Helms postulierten Anknüpfung des Nationalsozialismus an Stirner. Unser Faschismusspürhund muß selbst einräumen, es sei *unwahrscheinlich*, daß Hitler selbst Stirner gelesen habe. Nun gut: Dietrich Eckart hat sich in der Tat mit Stirnerschem Gedankengut auseinandergesetzt. Doch was er in der 1914 verfaßten Schrift „Ibsen, Peer Gynt, der große Krumme und ich“ über den „Einzigsten“ abließ, gipfelte in der Feststellung, Stirners zwar *überragende[r] Verstand* habe aber letztlich doch nur *Unsinn* und *Wahnwitz* (wenn auch *genialen*) hervorgebracht, sein Werk sei *als der reine Hohn erkannt* und nicht *ernstgemeint*. Und auch der „Kronjurist des Dritten Reiches“ taugt nicht recht als Kronzeuge. Auf den Genuß und die Anregung, die Carl Schmitt zeitweilig als Oberschüler und Student aus dem Werk von Johann Caspar Schmidt (*eine wahre Erquickung*) gezogen hatte, folgte eine dezidierte Abkehr von „individualistischen“ Ideen. 1940 erwähnte Schmitt Stirner dann einmal beiläufig als einen in Folge

der „Verschüttung der revolutionären Problematik“ nach 1848 *in ausweglose Einsamkeit geratene[n] isolierte[n] Partisanen*, und erst 1947/48 brach in dem nun selbst wegen seiner politischen Belastung Verfemten und Vereinsamten die Jugenderinnerung an Stirner nochmals hervor: *In diesem Augenblick ist Max der Einzige, der mich in meiner Zelle besucht*. Doch dieser Nachhall einer wenn auch zeitweilig anregenden „Jugendsünde“ war Schmitt – wie seine Aufzeichnungen aus dieser Zeit erahnen lassen – eher peinlich und blieb Episode. Conclusio: Auch die „Beweislage“ für eine „Ahnenreihe Stirner-Hitler“ ist, gelinde gesagt, äußerst volatil.

5.

Für die Nationalsozialisten war es aber stillschweigend ausgemachte Sache, daß Stirner ein Vordenker Nietzsches gewesen sei. Es ist freilich keine Aussage von „höchster Stelle“ (Hitler) dazu überliefert; doch die übrigens nicht sehr große Zahl deutscher Veröffentlichungen über Stirner aus der NS-Zeit geht davon aus, daß Nietzsche an Stirner anknüpfe – wobei durchaus strittig war, ob diese Anknüpfung eher aufgreifend oder abgrenzend geschah. Wie dem nun auch sei: Stirner, *der große Vorläufer Nietzsches, dessen [Nietzsches] Wiege an jenes [Stirners] Grabe steht*², erschien nicht in den Listen offiziell „unerwünschter“ Literatur, die Gedenktafel am weiterhin so genannten Bayreuther „Stirnerhaus“ blieb hängen, Stirners Grab sollte sogar bei der von den Nazis geplanten Umgestaltung Berlins als Ehrengrab hervorgehoben werden³. Ein größerer Irrwitz ist kaum vorstellbar: Ein

² So zu lesen bei *Conrad*, Bayreuth, 1936 (wie Anm. 4, S. 39), S. 128. „Wiege“ und „Grab“ sind hier wohl „geistig“ zu verstehen, denn bei Stirners Tod 1856 war Nietzsche fast zwölf Jahre alt.

³ Auskunft von Maurice Schuhmann, Berlin (Vorsitzender der Max-Stirner-Gesellschaft).

Denker, der sich wie kein zweiter gegen ideologische Befangenheit, gegen die Vereinnahmung der Menschen durch Machthaber und Ideologien, gegen Herdenmenschentum und „heiligesprochene“ Zwangsordnungen gewandt hatte, wurde zum angeblichen Kronzeugen einer Ideologie deklariert, die gerade alles dies bis zur Vollendung verkörpert hat. Was die Nationalsozialisten hier in ihrem peinlichen Drang, die Ahnenreihe ihrer Weltanschauung möglichst eindrucksvoll zu gestalten, getrieben haben, dafür gibt es eigentlich nur ein treffendes Wort, paradoxerweise aus dem Jiddischen: Chuzpe.

6.

Mit dieser Feststellung könnte man es eigentlich bewenden lassen. Aber wie Stirners Biograph John Henry Mackay einmal polemisierte: den Deutschen ist die Neigung eigen, jeder Dummheit begeistert und vor allem unbeirrbar hinterherzurennen. Dazu gehört auch das Wahnbild des angeblichen „Protofaschisten“ Max Stirner, zu dessen Stigmatisierung im Zeichen eines mitunter leider allzu hektisch betriebenen Antifaschismus es genügte, daß ihn die Nazis für sich vereinnahmt hatten, und sei diese Vereinnahmung auch hundertmal absurd. Vor allem marxistische Philosophen und Soziologen tun sich hier besonders hervor. Die tun's freilich als „Stimme ihrer Herren“: denn nachdem Marx und Engels Stirner ja als „hohlen und dürftigen Schädel“ abgetan hatten, ist die „Stirnerfrage“ natürlich autoritativ entschieden, und man hat gefälligst gegen Stirner zu sein und alles, auch das Absonderlichste, gegen ihn und seine Epigonen aufzufahren, was sich irgendwie anbietet.

7.

Wie oberflächlich oder gar infam dabei verfahren wird, zeigt folgendes Beispiel: Der Stirnerforscher und -verehrer Dr. Rolf Engert betrieb in den 1920er Jahren einen „Verlag des dritten Reiches“ und gab 1925 eine kurzlebige Zeitschrift „Grundbau. Bausteine zum dritten Reich“ heraus. Daraus – so die linken Polemiker à la Hans Günter Helms – könne man ja ersehen ...

Ja, was kann man daraus ersehen? Ein Jurist würde sagen: Nichts, was zur Sache gehört. Denn Rolf Engerts Verwendung des Ausdrucks „drittes Reich“ hatte mit dem NS-Sprachgebrauch nicht das Geringste zu tun. Engert spielte mit dieser bei Henrik Ibsen entlehnten Wendung nämlich auf Stirners Einteilung der Geschichte in drei Ären (Menschheits-„Reiche“) an: die vorchristliche *Antike*, für die das konkrete „Natürliche“, in wörtlicher Bedeutung „Sinn-liche“ Fundament, Ausgangs- und Zielpunkt des Denkens war; die Herrschaft des *Geistes*, der *Geistigkeit*, d.h. die „Besessenheit“ durch die „fixen Ideen“ abstrakt-„vergöttlichter“ Ideologien (namentlich des Christentums und des Humanismus’); und die Zeit (das „Reich“) der autonomen, selbstbestimmten Individuen (also der *Einzig*en und *Eigen*en). Noch 1932 hatte Rolf Engert in einem Artikel „Unser Kampf gegen die Nazis“ über die *Nichtigkeit des von ihnen Erstrebt*en gespottet und seinen Gebrauch des Ausdruckes „drittes Reich“ von dem der Nationalsozialisten abgegrenzt⁴.

Was aber war dann der Grund für die in einem Artikel Engerts von 1933 zum Ausdruck kommenden eigenartigen Erwägungen, einen *positive[n] Beitrag zum Aufbau des neuen Deutschlands*⁵

⁴ R(olf) E(ngert), Unser Kampf gegen die Nazis. Das wirkliche dritte Reich, in: Letzte Politik 1 (1932), Nr. 27, S. 2.

⁵ *Maximos* (= Rolf Engert), Unsere positive Mitarbeit am Aufbau des neuen

leisten zu können und zu wollen? Die damals noch von dem exzentrischen NS-Ökonomen Gottfried Feder beeinflussten „antikapitalistischen“ wirtschaftspolitischen Konzepte der „national-sozialistischen“ Partei wie auch der 11. Punkt ihres Parteiprogrammes (*Brechung der Zinsknechtschaft, Ächtung des arbeits- und mühelosen Einkommens*) wiesen gewisse Anklänge an „freiwirtschaftliche“ Ideen auf. Rolf Engert, der einer sich als besonders „stirnernah“ verstehenden Richtung unter den „Freiwirten“ angehörte⁶, glaubte deshalb an die Möglichkeit einer Verwirklichung „freiwirtschaftlicher“ Ziele unter dem neuen Regime, das nach Engerts unbedarfter Vorstellung wieder „abgebaut“ werden solle, sobald es mittels seiner momentanen Machtfülle der erträumten freiheitlichen Wirtschaftsordnung den Boden bereitet habe. Das hatte sich der „größte Führer aller Zeiten“ ja zweifellos von Anfang an als Sinn und Zweck seines politischen Kampfes gesetzt: die diktatorische Macht zu erringen, um sie sogleich als williger Vollstrecker eines kleinen elitären Grüppchens wieder in einem „freiwirtschaftlich“-anarchischen Nirvana verpuffen zu lassen. Doch wird deutlich, daß Engert das Naziregime, dessen ideologische Substanzarmut er ja ein Jahr zuvor ganz richtig diagnostiziert hatte, auch jetzt noch

Deutschlands; die vierteilige Artikelfolge erschien 1933 in der „fysiokratisch“-freiwirtschaftlichen Zeitschrift *Letzte Politik*, Hefte 18, 23, 47 und 50.

⁶ Ohne in diesem Rahmen ausführlich auf die „freiwirtschaftlichen“ Konzepte eingehen zu können, sei hier nur angemerkt, daß diese radikalliberalen Bewegungen insbesondere das Zinswesen beseitigen wollen (durch Währungen, die nur als Tauschmittel, aber nicht mehr als Mittel zur dauerhaften Kapitalbildung einschließlich der Erwirtschaftung von Zinsen geeignet sind – Stichwort „Freigeld“) und Ansprüche auf Eigentum an der elementaren Lebensgrundlage Boden ablehnen: Der Zugang zum Boden solle jedem nach seinen Bedürfnissen als Nießbraucher freistehen (Stichwort „Freiland“). Bestimmte Strömungen unter den „Physiokraten“/„Fysiokraten“ (die sogenannten „Fregosten“ = „Freien Egoisten“) sahen in Max Stirners Philosophie die philosophische Entsprechung der Freiwirtschaftslehre Silvio Gesells, auch wenn dieser selbst nicht explizit diese Ansicht vertrat. Zu den Hauptvertretern dieser an Stirner ausgerichteten Strömung der Freiwirtschaftslehre gehörte neben Georg Blumenthal, einem nahen Mitarbeiter Silvio Gesells, auch Rolf Engert.

nicht recht ernstnahm und als haltlose Übergangserscheinung heillos verkannte. Anzumerken ist noch, daß Engert in seiner Artikelserie „Rassekriege“ sowie eine „Vergewaltigung von Minderheiten und fremdem Volkstum“ verwarf und durch seine ökonomischen Konzepte ein- für allemal verhindert (!) sehen wollte ...⁷ „Danebener“ konnte man eine Botschaft an die Nationalsozialisten wohl kaum mehr formulieren. Aber immerhin dokumentieren diese treuherzigen Artikel, wie abwegig es ist, Engert und seine „freiwirtschaftlichen“ Freunde als aktive Steigbügelhalter des Nationalsozialismus zu diffamieren, von dessen Wesen und Zielen sie so offensichtlich keinen Begriff hatten und mit dem sie auf jeden Fall in grundsätzlichen Fragen völlig überkreuz lagen.

Nebenbei bemerkt: Der vormalige „antikapitalistische“ Chefökonom der NSDAP Gottfried Feder wurde 1934 ebenso kaltgestellt wie die „Freiwirtschaftler“, mit deren Ideen sich die „Parteigenossen“ nach Hitlers Willen schon seit 1932 nicht mehr beschäftigen sollten, der 11. Punkt des Parteiprogrammes wurde zu einem allein gegen das „Finanzjudentum“ gerichteten Slogan umgedeutet und die „kapitalistische“ Wirtschaftsordnung – unter deren Exponenten einige ja die NSDAP durch großzügige Spenden mit hochgepöppelt hatten – im Grundsatz nicht mehr angetastet. Und Engert selbst wandte sich alsbald, um eine naive (und von vornherein irrwitzige) Illusion ärmer und um eine Erfahrung reicher, vom „neuen Deutschland“ ab.

⁷ Hiervon liest man bei Helms (Die Ideologie der anonymen Gesellschaft, S. 477f., siehe Literaturverzeichnis), der diesen Engert-Artikel genüßlich als angeblichen Beleg für den „faschistoiden“ Charakter der Lehre Stirners und seiner freiwirtschaftlichen Epigonen präsentiert, übrigens kein Wort – wie auch sonst die Helmsche „Zitier“weise mit dem Wort „selektiv“ noch sehr freundlich apostrophiert ist.

8.

Wen überrascht es nach allem über bestimmte „vorherrschende“ Spielarten der „Stirner-Kritik“ Gesagten noch, daß man Max Stirner sogar schon in die Nähe des Antisemitismus gerückt hat. Dazu ist nur zu vermerken, daß Stirner in mehreren Artikeln und Aufsätzen gerade gegen die wie auch immer motivierte Diskriminierung und Ächtung jüdischer Menschen Stellung bezogen hat⁸. Das einzige, was man ihm vorwerfen kann, ist dies: Er äußert sich im „Einzigem“ über die jüdische Religion stellenweise hemdsärmelig, repetiert das in bestimmten Spielarten christlicher Propaganda bis heute verbreitete Klischee von der „Gesetzesgerechtigkeit“ und dem „Formalismus“ der Juden als Gegensatz zu den „erneuerten“ und „freieren“, weil „vom Joch des ‚Gesetzes‘ befreiten“ Christen, und baut darauf sogar seine Geschichtsphilosophie mit auf. Was Stirner hier zum nicht unbedingt Besten gibt, ist das altbekannte evangelische Klischee, das Verkrustungserscheinungen in einem in Jahrtausenden gleichsam „gealterten“ Judentum mit einem lutherisch verklärten Bild vom Christentum vergleicht: also gewissermaßen einen in Ehren ergrauten, aber auch mit Altersgebrechen kämpfenden „Senior“ mit dem traumhaft-idealisierten steinernen Jünglingskörper von Michelangelos „David“. Da hat sich Stirner leider nie so ganz von seinem evangelisch-pietistischen Bayreuther Kindheits- und Jugenderbe befreien können. Ihn hierob in eine Reihe mit den von religiös oder rassistisch motiviertem Judenhaß besessenen Inquisitoren und Pogromhetzern nicht nur der „jüngsten deutschen Vergangenheit“ stellen zu wollen, wäre jedoch absurd.

⁸ Siehe Eduard *Metis*, Max Stirner zur „Judenfrage“, in: Jeschurun. Monatsschrift für Lehre und Leben im Judentum 4 (1917), S. 213-216.

Anhang 2:
Max Stirner und der „Nibelungenbändiger“

Daß Max Stirner seit 2006 – seinem 200. Geburts- und 150. Todesjahr – auch in Bayreuth wieder (wenn auch zaghaftes) Interesse findet, ist entscheidend der Kommunalpolitikerin Christa Müller-Feuerstein (SPD) zu danken. Sie brachte sogar im Stadtrat den Vorschlag ein, die Stadt Bayreuth möge ihrem bislang stiefmütterlich behandelten „Sohn“ mehr Aufmerksamkeit widmen. Dies ließ bei einem Herrn Stephan Müller, laut der Internet-Eigenwerbung der „Bayreuther Gemeinschaft – Freie Wähler“ zur Stadtratswahl am 2. März 2008 (www.bayreuth-2008.de) „Hobby-Journalist“, „Nibelungenbändiger [= Organisator der Statisterie] von der Festspielbühne“, „Multitalent“ mit „fundiertem Wissen über seine Heimatstadt“ und außerdem „Regierungsbeamter“, die Alarmglocken schrillen, so daß er sich bemüßigt fühlte, in dem Wochenblatt „Bayreuther Anzeiger“ vom 13. September 2006 mit seinem profunden Viertelwissen über Stirner zu glänzen – ganz getreu der alten Studentendeuse „Sicheres Auftreten bei völliger Ahnungslosigkeit“. Der Stadträtin rieb er gleich im ersten Absatz unter die Nase: Viele Anträge aus dem Stadtrat, den Gemeinderäten oder dem Kreistag müßten nicht geschrieben werden, wenn sich die Verfasser vorher bei der Verwaltung – oder bei jemand, der sich auskennt – erkundigen würden. Wozu man nur glossieren kann: Manche Spaltenfüllereien in Bayreuther Lokalpostillen blieben wahrscheinlich auch ungeschrieben, wenn gewisse „Hobby-Journalisten“ diesen ihren Rat erst einmal selbst beherzigten.

Kurt W. Fleming vom Leipziger Max Stirner-Archiv, der die kleine „Stirner-Renaissance“ in Bayreuth mit einer Ausstellung in der Stadtbibliothek im August 2006 mit auf den Weg gebracht hatte, bat mich, eine Entgegnung auf Herrn Müllers „Expertise“ zu verfassen. Diese Erwiderung erschien vollständig in dem (vergriffenen) Buch M. Ritsner u. a., Beiträge zu Anarchismus, „Basisdemokratie“ & Max

Stirner (*siehe Literaturverzeichnis*) und wird hier in leicht bearbeiteter Gestalt neu veröffentlicht.

Oktober 2006: „Eine halbe Wahrheit ist schlimmer als eine ganze Lüge.“

An dieses Wort von Johannes Rau fühlte ich mich erinnert, als ich die Abhandlung von Herrn Stephan Müller zum Thema „Stirner-Ehrung“ im „Bayreuther Anzeiger“ vom 13. September 2006¹ las. Um es vorweg zu sagen:

¹ Diese lautete wie folgt:

Bayreuth. *Unter dem Titel „Nix für ungut“ präsentiert der ANZEIGER in loser Folge „Fundstücke“ und „Anekdoten“ aus Bayreuth und dem Landkreis. Viele Anträge aus dem Stadtrat, den Gemeinderäten oder dem Kreistag müssten nicht geschrieben werden, wenn sich die Verfasser vorher bei der Verwaltung – oder bei jemand, der sich auskennt – erkundigen würden. Leider steht man dann aber auch nicht in der Zeitung. Unser neuestes Fundstück zu diesem Thema findet sich in Bayreuth:*

Anlässlich seines 200. Geburtstages soll der gebürtige Bayreuther Philosoph Max Stirner mehr in das öffentliche Interesse gerückt werden. Das fordert Christa Müller-Feuerstein in einem Schreiben an den Oberbürgermeister. Die SPD-Stadträtin hat bei einem Ausstellungsbesuch in der Stadtbibliothek mitbekommen, dass Johann Caspar Schmidt, der von seinen Mitschülern wegen seiner hohen Stirn den Namen „Max Stirner“ verpasst bekam, in Bayreuth geboren ist.

Solch ein populistischer Antrag ist schnell geschrieben. Vor allem, wenn man sich nicht überlegt, warum Stirner in den letzten 200 Jahren bisher nicht mehr in das öffentliche Licht gerückt wurde. Eine Nachfrage im Stadtmuseum hätte gereicht, um zu erfahren, dass es in Bayreuth nichts, aber auch gar nichts Interessantes über Stirner gibt. Zum Anderen gibt es auch keinen Grund, auf Stirner besonders stolz zu sein. In der Geschichte der Philosophie wird er auf Grund seiner abstrusen Ideen nur am Rande erwähnt. Er fand zwar – und darauf weist Frau Müller-Feuerstein hin – Aufmerksamkeit bei Karl Marx und Friedrich Nietzsche. Was sie nicht nennt: Er hat Marx und Nietzsche nur insofern beeinflusst, indem sie ihre Lehre gegen seine abstrusen Ideen entwickelten.

Sein radikales Werk – oder sagen wir besser – sein Text „Der Einzige und sein Eigentum“ aus dem Jahr 1844 ist schwer verdaulich. Völlig hemmungslos stellte Stirner das eigene Ich über alles in der Welt – nichts kann ansonsten vor ihm bestehen: Kein Staat, keine Gesellschaft, kein Recht, keine Religion. Nach Stirners These ist der Mensch das Geschöpf seiner selbst, „sein eigener Gott“.

Sein Buch wurde von der Zensur unverzüglich verboten und beschlagnahmt. Wenige Tage später wurde es wieder freigegeben, weil es die Zensoren auf den zweiten Blick als

Ich bin kein Stirner-Adorant und gerade auf Grund einer dreizehnjährigen Beschäftigung mit Max Stirner einer kritischen Auseinandersetzung mit diesem Mann keineswegs abgeneigt. Doch steht es wohl jedem, der einen Menschen und sein Werk kritisiert, gut zu Gesicht, sich vorab mit dem Gegenstand der Kritik so eingehend zu beschäftigen, daß er nicht darauf angewiesen ist, seine Polemik gegen Klatschgeschichten und Latrinenparolen aus zweiter und dritter Hand zu führen, die mit Stirners Person und Werk kaum mehr zu tun haben als den Umstand, daß Stirners Name „irgendwie“ darin erwähnt wird.

Da wäre zunächst einmal die im Brustton unfehlbarster (doch, das Wort ist offensichtlich steigerbar!) Gewißheit und tiefster Befriedigung vorgetragene Behauptung, Max Stirner habe kaum öffentliches Interesse gefunden. Eine kleine Recherche

einfach zu absurd und deshalb ungefährlich einstufen: Stirners „niedriger und beschränkter Standpunkt“ werde überall „auf Abscheu stoßen“. Der junge Bayreuther Redakteur Florian Zinnecker nannte Stirner völlig richtig einen „Punk seiner Zeit“.

Stirner lebte als Kind und Jugendlicher mit einer Unterbrechung (im westpreußischen Culm) nur etwa zehn Jahre in zwei Häusern der Maximilianstraße (den Vorgängerbauten der heutigen Schlossparfümerie und des Drogeriemarktes Müller). Er wurde 1806 – vor 200 Jahren – in dem Eckhaus an der Brautgasse geboren und starb 1856 – vor 150 Jahren – in Berlin. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in der Kleinstadt Bayreuth schamhaft verschwiegen, dass Stirner hier geboren wurde. Ein geistiger Vater des Anarchismus passe nicht ins Bild – mit solcher Berühmtheit will man nichts zu tun haben, ist kein Staat zu machen. Schon Jean Paul sagte: „Es besteht kein Grund für einen Ort, stolz auf einen großen Sohn zu sein, sonst müssten sich im umgekehrten Verhältnisse all die Städte und Dörfer schämen, wo große Spitzbuben geboren wurden.“

Zu Stirners Doppeljubiläum zeigte die Stadtbibliothek Bayreuth eine Ausstellung, die von mehreren Lesungen umrahmt wurde. Meiner Meinung nach mehr als genug. Denn: Mit den Leitern und Mitarbeitern in den städtischen Museen, dem Stadtarchiv, dem Kulturamt und in der Tourismuszentrale gibt es – und gab es seit Max Stirners Zeiten genügend exzellente Bayreuth-Kenner und Geschichtsexperten. Es wird schon seinen Grund haben, warum Max Stirner nicht mehr in das öffentliche Interesse gerückt wurde ...

im Internet hätte genügt, um Herrn Müller zum Beispiel auf die von Herrn Dr. Bernd Kast zusammengestellte Stirner-Bibliographie zu stoßen, die auf läppischen 270 Seiten [so der Stand bei Erstellung dieses Textes 2006] mehrere tausend Monographien, Aufsätze und Texte mit künstlerischem Anspruch – von der naiven Adoration bis hin zu ausgefeilten Polemiken, seriösen Dissertationen und Habilitationen – über Max Stirner aufführt. Allein über zweitausend davon können im Stirner-Archiv in Leipzig frei nachgelesen werden. Für einen publizistischen Nachlaß, der auf etwa 800 Seiten paßt², ein recht beachtliches „Nicht-Interesse“, bekundet von einer erklecklichen Zahl von Philosophen, Schriftstellern, Dichtern und bildenden Künstlern, von Freunden und Feinden. Sieht so die Bibliographie eines „Vergessenen“, das Echo bloßer „Abstrusitäten“ ohne jeden Belang aus? Nebenbei bemerkt: Demnächst – vom 25. bis 28. Oktober 2006 – findet in Berlin ein wissenschaftliches Symposium über Stirner statt – an der Freien Universität, mit freundlicher Förderung der Fritz-Thyssen-Stiftung, einer der bedeutendsten Institutionen der Wissenschaftsförderung, die ganz gewiß kein Geld für die Belanglosigkeiten eines „Wirkkopfs“ ausgibt.

Aber lesen wir weiter. *Nichts, aber auch gar nichts Interessantes über Stirner* gebe es in Bayreuth. Ach ja? Das Beste an diesem Statement ist, daß es stimmt – leider. Allein: Eine solche Feststellung in den Raum zu werfen, das ist schnell getan; die Ursachen für diesen Umstand zu ergründen und darzutun, dazu fehlte Herrn Müller wohl bedauerlicherweise die Zeit.

² Bezogen auf die beiden von John Henry Mackay erstellten, bislang sorgfältigsten Ausgaben des „Einzigsten“ (1911) und der „Kleineren Schriften“ (1914) (siehe Literaturverzeichnis); ohne Berücksichtigung von Stirners Adam-Smith- und Jean-Baptiste-Say-Übersetzungen sowie der Dokumentation „Geschichte der Reaction“. [Mittlerweile sind es 368 Seiten, Stand Januar 2016.]

Sonst hätte man in seinem Artikel gewiß lesen können, daß das Geburtshaus Maximilianstraße 31 Anfang der 1970er Jahre gegen den Willen engagierter Bayreuther Bürger und auch gegen den Willen maßgeblicher politischer Kreise – darunter Oberbürgermeister Wild –, denen damals leider keine effektive denkmalschutzrechtliche Handhabe zur Verfügung stand, abgerissen wurde.

Man hätte bei ihm auch lesen können, daß sich in dem Geburtshaus ein Gasthof befand, der in den 1920ern den Namen „Stirnerhaus“ erhielt. Der Stadtoberarchivrat Prof. Dr. Bernhard Rost richtete dort unter Verwendung von Bild- und Dokumentreproduktionen eine kleine Gedenkstätte, die „Philosophenecke“, ein. Übrigens war dieser Professor Rost nicht nur Beamter, sondern zu allem Überfluß ein Nicht-Alldahiesiger aus Sachsen und bekennender Konservativer, der mit „anarchistischen“ Ideen bestimmt nicht viel am Hut hatte und aus dessen 1928 in der Heimatbeilage „Bayreuther Land“ erschienenen Artikeln Klugheit, Besonnenheit und alles andere als unkritische Bejubelung sprechen. Dies hinderte ihn allerdings nicht daran, den *ungewöhnliche[n] Kopf* als *bedeutende[n] Mensch[en]* *wert[zu]schätze[n]* und ihm *eine – wenn auch lächerlich kleine – Gedächtnisstätte* zu widmen – *ich, der Konservative, dem Revolutionär.*

Als das „Stirnerhaus“ dem Bagger zum Opfer fiel, rettete der neue Eigentümer immerhin Erinnerungsstücke aus der „Philosophenecke“, von denen er nachweislich mindestens eine Portraitzeichnung dem Stadtmuseum überließ. Als ich vor einigen Jahren beim Historischen Museum unter konkreter Bezugnahme auf die fragliche Information nach dem Verbleib der Gegenstände aus dem „Stirnerhaus“ fragte, ward mir allerdings die Auskunft zuteil, daß man dortselbst nichts über

deren Verbleib sagen könne ... Nun ja, um die Bewahrung der Reminiszenzen an Bayreuths Brauereidynastien ist man im Alten Gymnasium sichtlich besorgter – wie hieß es so schön in einem preisgekrönten Werbespot: „Manchmal muß man eben Prioritäten setzen“.

Der Vollständigkeit halber sei noch vermerkt: Das Wohnhaus Stirners in der Maximilianstraße 36 fiel dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Es dürfte selbst Herrn Müller schwer fallen, dies als brauchbaren Beleg für ein womöglich gar berechtigtes Desinteresse an Stirner zu werten. Daß es heute weder den Taufstein in der Stadtpfarrkirche gibt, an dem Johann Caspar Schmidt getauft wurde, noch das alte Christian-Ernestinum, wo er die Schulbank drückte, wird auch nicht sehr viel mit irgendwelchen stirnerbezogenen Erwägungen zu tun gehabt haben. Wohl aber hielten die antifaschistischen Stadtväter und -mütter der Nachkriegszeit Stirner für würdig genug, eine Straße nach ihm zu benennen – in direkter Nachbarschaft zu illustren Geistern wie Arthur Schopenhauer und Gerhart Hauptmann. Und das finde ich eigentlich schon bemerkenswert.

Nun ist unbestreitbar: Über Stirners Ideen kann man, wie über alles, dieser oder jener Meinung sein. Wenn es Herrn Müller beruhigt, so will ich ihm gern zur Kenntnis geben, daß auch ich Stirner nicht auf eine Stufe mit den ganz großen „Kalibern“ der Geistesgeschichte stelle. Vieles liest sich polemisch, eine umfassende und abschließende „Welterklärung“, um die sich die herausragenden philosophischen Denker wie Descartes, Fichte, Leibniz, Hegel, Marx und Engels mit mehr oder weniger Überzeugungskraft und Erfolg bemühten, liefert Stirner nicht; sein Werk kann vielmehr als menschenkundliche Studie genommen werden. Insoweit sollte man Stirner eher

zu den „kleinen Propheten“ der Philosophie rechnen, die in der Geistesgeschichte freilich ebenso ihren festen Platz beanspruchen können wie die „kleinen Propheten“ des Alten Testaments in der Bibel.

Doch wie auch immer man nun zu Stirners Schlußfolgerungen stehen mag, zu seiner Absage an eine unhinterfragte blinde Unterwerfung unter „heilige“ Rechts- und Moralprinzipien, in denen er stets einen Ausfluß erfolgreich gesicherter Macht, Trägheit und Verkrustung sieht, und zu seiner Postulierung des Eigeninteresses, des „Egoismus“, als der eigentlichen Triebkraft allen menschlichen Handelns: Diese Meinung sollte, nochmals sei es betont, zumindest auf einer eingehenden Lektüre des Werkes selbst beruhen. Davon merke ich in Herrn Müllers Ausführungen allerdings herzlich wenig. Seine „Analyse“ von Stirners Werk erinnert mich eher an einen alten Radio-Jerewan-Witz. Anfrage an Radio Jerewan: Kann sich die KPdSU irren? Antwort: Im Prinzip ja; tatsächlich aber irrt sich die Partei nie. Rückfrage: Woher wissen Sie das? Antwort: Wir haben die Partei gefragt.

So auch Herr Müller. In dienstpflichtgemäßer Ausführlichkeit zitiert der Herr Regierungshauptsekretär eine staatliche Zensurstelle von anno 1844 als Kronzeugin und „vox Dei“ herbei. Merke: Der königlich sächsische Regierungsrat Schulze-Kötzschenbroda qualifizierte – ganz „his masters' voice“ – Stirner vor gut 160 Jahren als „abscheulich“ und „beschränkt“, und dann wird's ja wohl auch stimmen – so wie sich ja unbestreitbar auch gewisse hochhoffizielle Werturteile über Hoffmann von Fallersleben oder Heinrich Heine, Erich Kästner oder Sigmund Freud, Stefan Heym oder Alexander Solschenizyn als zeitlos gültig erwiesen haben. Nebenbei bemerkt: Die Obrigkeiten in Preußen,

Österreich, Mecklenburg-Schwerin und Kurhessen hielten das Verbot des „Einigen“ dauerhaft aufrecht und folglich den „Einigen“ nicht für ganz so „ungefährlich“. Das ist für sich genommen natürlich noch kein Qualitätsurteil für ein Buch – das Fehlen dieser Information scheint mir aber durchaus ein Qualitätsurteil für die Akribie und/oder die argumentative Sorgfalt gewisser Bayreuther Journalisten zu sein.

Gekrönt wird das Ganze von der Aussage eines *junge[n] Bayreuther Redakteur[s]*, der Stirner als einen *Punk seiner Zeit* apostrophierte und damit selbstredend *völlig richtig* liege. Die überzeugende Begründung, weshalb dieses eher von viel jugendbewegtem Wunschdenken als von einer eingehenden Beschäftigung mit Stirner zeugende Verdikt „völlig richtig“ sei, sucht man indes bei dem „jungen Bayreuther Redakteur“ Florian Zinnecker wie bei Müller vergebens. Beide hätten sich damit auch schwer getan; wie Stirner selbst über eine solche Charakterisierung gedacht hätte, läßt sich leicht aus dem „Einigen“ erschließen. Dortselbst spöttelt der Verfasser hingebungsvoll über die *alle Rücksichten aus den Augen* setzenden *wilde[n] Bursche[n]*, quasi die „Punker“ seiner Zeit, die er als umgekehrte Philister und Reaktionäre verlacht, alldieweil sie in ihrem penetrant-demonstrativen „Dagegensein“ allzu oft das, wogegen sie sind, letztlich doch wieder umgekehrt als Norm ihres Lebens und *Inhalt ihres Treibens* anerkennen. Stirner ist der („völlig richtigen“?) Ansicht, daß dieses bloß ins Negative gekippte Philistertum herzlich wenig mit Selbsterkenntnis, Selbstbewußtsein, Individualität zu tun habe; seine Aufforderung an einen jeden lautet: „Sei Du selbst“ und „Hinterfrage bewußt alles um Dich herum“, was etwas anderes ist als „Sei notorisch ,dagegen“ und „Raufen, Saufen, Randalieren, Scheiße an die Wände schmieren“.

In diesem Sinne verwirft Stirner auch unmißverständlich ein destruktives Kulturrevoluzzertum, das manisch-selbstzweckhafte „Abnabeln“ von der Geschichte. Er verehrt die Historie, die Tradition zwar auch nicht als „heilig“, wohl aber achtet und erachtet er sie als nützlich und lehrreich für jeden Einzelnen, auch und gerade bei seiner Selbstkonstituierung als freies, mündiges Individuum. Dementsprechend lautet auch sein Plädoyer: *Ich nehme mit Dank auf, was die Jahrhunderte der Bildung Mir erworben haben; nichts davon will Ich wegwerfen und aufgeben.*

Und hätten Herr Müller und sein Kronzeuge Zinnecker einmal in einer x-beliebigen ausführlicheren Darstellung von Stirners Leben nachgeschlagen, so wüßten sie, daß Stirner selbst als ein gelassener und allürenloser Mensch bekannt (und bei manchen berufsmäßigen „Antis“ und notorischen Profilneurotikern verrufen) war, der für Piercing-Orgien und Irokesenfrisur wohl vor allem ein nachsichtiges Lächeln übrig gehabt hätte. Hören wir, was John Henry Mackay für seine Stirner-Biographie herausfand: *Einfach, aber stets mit peinlicher Sorgfalt und Sauberkeit gekleidet, war seine gedrungene Erscheinung durchaus die eines Menschen ohne jede äußere Präention, und wenn er hier und da für einen Dandy erklärt wurde, so mag daran erinnert werden, daß manche schon jeden ordentlichen, wenn auch noch so einfach gekleideten Menschen für einen Stutzer halten, was Stirner ganz gewiß nicht war. [...] Nie erschien er vernachlässigt, wenn er auch in späteren Jahren, als Not und Vereinsamung ihn bedrängten, nicht mehr die alte Genauigkeit auf sein Äußeres verwandt haben mag. [...] Hinter der Brille blickten helle, blaue Augen ruhig und sanft, weder träumerisch noch durchbohrend, auf Menschen und Dinge. Den [...] Mund umspielte gern ein freundliches Lächeln, das sich indessen mit den Jahren verschärfte und die innerliche Ironie verriet, wie überhaupt von manchem eine „stille Geneigtheit*

zum Spott“ bei Stirner bemerkt wurde. Dieser Zug, von anderen wieder als Verbitterung ausgelegt, hatte ihn aber in den Jahren, in denen er uns hier erscheint, sicher noch nicht ergriffen, und hat sich noch weniger jemals gegen irgend jemand verletzend gewandt. [...] Alles in allem war so seine stattliche Erscheinung durchaus sympathisch. Selbstbewußt, ruhig, ohne hastige und eckige Bewegungen, soll ihr ein leiser Zug von Pedanterie nicht gefehlt haben. Was das alles mit der – laut ZEIT-Lexikon, Band 11, 2005, S. 596 – jugendl. Subkultur zu tun haben soll, deren Profil als berufsmäßige Gegner der Konventionen dieser Gesellschaft sich weitgehend in einer provozierenden und schockierenden äußeren Erscheinung (grellbunte Haarfarben, Irokesenschnitt, entsprechende Kleidung) oder überhaupt nur noch im profilineurotisch-masturbantenhaften Mitlaufen in der kommerzialisierte[n] [...] „spaßigste[n] Jugendbewegung des Jahrhunderts“ erschöpft, dürfte sich nicht nur mir schwerlich erschließen. Für diese farbenfrohesten Früchte bundesrepublikanischer Kulturentwicklung dürfte Stirner eher ein kleinbürgerlich-reaktionäres Schreckgespenst als ein Idol sein. Dies gilt übrigens auch für die anarchistische Bewegung: Letztlich gehört Stirner nur für eine Minderheit der Anarchisten, für radikal-liberale, „individualistische“ und „anarcho-kapitalistische“ Gruppen, zu den „Vordenkern“. Bei den mehr oder minder stark von sozialistischen Ideen beeinflussten „linken“ Anarchisten hingegen, die in der Anarcho-Szene die Oberhand besitzen, gilt er überwiegend als kleinbürgerlicher Zeterer, dem es am „Klassenstandpunkt“ und am Willen zur Revolution gemangelt habe und dessen Plaidoyer gegen prokrustesbetthafte, „sozialisierende“ Gleichmacherei (auch materiell), für Marktwirtschaft und für privates Eigentum als Fundament persönlicher Autonomie ihn in diesen Kreisen vollends zum benaserümpften Hausphilosophen von „Bourgeoisie“ und „Kapital“ stempelt ...

Ja, und *schwer verdaulich, hemmungslos*, überheblich und weiß Gott was noch alles sei Stirners Werk. Nun, philosophische Bücher sind im allgemeinen nicht dafür bekannt, als Lektüre für den schnellen Konsum auf dem stillen Örtchen oder vorm Einschlafen zu taugen. Was dies anbelangt, gehört Stirner ohnehin wohl eher zu den leichteren „Gerichten“. Ein bißchen gutwillige „Anstrengung des Begriffs“ – um mit Hegel zu sprechen – braucht es aber auch hier, um zu einem kompetenten Urteil zu gelangen.

Was die „Hemmungslosigkeit“ angeht, so merkt jeder aufmerksame Leser (zumal wenn er sich noch mit Stirners Leben und Wesen vertraut gemacht hat), daß das groß geschriebene „Ich“ eher eine Abstraktion zum Ausdruck bringt: Stirner bietet im „Einzigem“ keine Autobiographie dar, sondern ein Manifest der Individualität, der „Ichheit“, das sich jeder Leser ganz individuell durch den Kopf gehen lassen soll, um seine ganz eigenen Schlüsse für sein persönliches Leben zu ziehen.

Übrigens sind im „Einzigem“ auch die Anreden „Du“ und „Ihr“ konsequent groß geschrieben; der Andere wird vom „Ich“ also als gleichrangig geachtet, womit Stirner die kürzestmögliche Formel für sein Gesellschaftskonzept findet: Den durch keinen anderen „Zwang“ als die Einsicht in die Nützlichkeit produktiven arbeitsteiligen Zusammenwirkens gebotenen Zusammenschluß freier Individuen zu *Vereinen* nämlich, dieweil Stirner klipp und klar die Vorstellung verwirft, daß *Mir alles möglich* sei, und damit selbst den Vorwurf einer „Hemmungslosigkeit“ ad absurdum führt. Diese alles andere als asoziale und rücksichtslos selbstüberhebende Vorstellung von einer Gesellschaft, in der die Freiheit des Einzelnen Unterpfand für Freiheit, Glück und Wohl aller (aller, und

eben nicht nur einzelner „Übermenschen“) ist, steht bei Stirner im Vordergrund, auch wenn Stirner seine Absage an die blinde, frag-lose Unterwerfung unter „heilige Ordnungen und Gesetze“ mit zugegebenermaßen oft unangenehm drastischen Wendungen und Vergleichen deutlich macht.

Einen Satz wie *Ich aber bin durch Mich berechtigt zu morden, wenn Ich Mir's selbst nicht verbiete, wenn Ich selbst Mich nicht vorm Morde als vor einem „Unrecht“ fürchte* kann man als Untergriff empfinden und werten, wobei indes auch hier erst der Textzusammenhang erschließt, worauf Stirner hinauswill: Nämlich auf das genaue Gegenteil dessen, was er hier zu propagieren scheint. Nicht zum hemmungslosen Blutvergießen ruft er auf, sondern stellt in provokanter Form die Frage, was den durch staatliche Gesetze verbrämten politischen Mord in Kriegen oder im Namen von „Staatsnotwehr“ und „Recht und Ordnung“ moralisch von der Bluttat eines einzelnen Kriminellen unterscheide.

Ein Vergleich sei gestattet: Im Neuen Testament spricht Jesus davon, daß wahre Jüngerschaft damit einhergehe, zu Gunsten der Liebe zu Gott und Jesus die eigene Familie zu „hassen“ ... und doch weiß jeder Bibelkenner, daß Jesus hier nur den bekannten Spruch „Manchmal muß man eben Prioritäten setzen“ in ein sehr plastisch-drastisches verbales Gewand gekleidet hat und dieser Satz nicht dazu taugt, Jesu Aufruf zur Nächstenliebe – der natürlich auch und gerade für die nächsten Angehörigen gilt – zu relativieren. Und so ähnlich verhält es sich auch bei Stirner: Erst wer sich den Überblick über das Ganze verschafft, ist vor Mißverständnissen gefeit, denen man sich schnell aussetzt, wenn man sich nur – am Gängelband voreingenommenen Sekundär- und Tertiärschrifttums – auf ein paar isolierte plakative Sentenzen stürzt. Stirners

Buch ist eben kein Leitfaden für mörderische Amokläufe größenwahnsinniger Egomane, sondern ein durchaus soziales Buch, das jedem „Einzigem“ zwei Grenzen der Selbstentfaltung vor Augen hält: die Grenzen der individuellen Fähigkeiten – und die gleiche Freiheit jedes anderen „Mit-Einzigem“.

Ich bin Ich und Du bist Ich – kürzer kann man den Grundsatz der Gleichrangigkeit und des Respekts im Sinne eines „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ kaum fassen. Und so sollen sich eben auch für Stirner die Menschen nicht in Mißtrauen, Ellenbogenmentalität, Kleinkriegen und Überleichengehen aufreiben und ihr Lebensglück aufs Spiel setzen, sondern sich zu ihrem individuellen Vorteil miteinander *verständige[n]* [...], *um durch die Übereinkunft [ihre] Macht zu verstärken und durch gemeinsame Gewalt mehr zu leisten, als die einzelne bewirken könnte*. Nur eben: in freier Selbstbestimmung, ohne zur Rücksicht auf unhinterfragte „heilige“ Normen (die immer zur Sicherung der Macht und der Vorteile bestimmter Machtträger dienen) gezwungen zu sein. Und alle „Freiheit“ und „Eigenheit“, alles Schauen auf den eigenen Vorteil findet stets eine Grenze in der Achtung vor der Persönlichkeit, den Werten und Normen anderer. Das ist das ganze grauenhafte Geheimnis dieses ach so erschrecklichen Buches – war's wirklich so schlimm?

Zum Abschluß zitiert Herr Müller Jean Pauls Absage an eine Verehrung „großer Söhne“. Bravo! Und weil man in Bayreuth ganz im Sinne Jean Pauls die „selbstgemachte“ Lokalprominenz nicht verehren will, betreibt man stattdessen einen quasi-religiösen Kult um einen „Zugereisten“. Da stört dann offenbar auch nicht, daß dieser mit seinen Sympathien für germanentümelnde und antijüdisch-rassistische Ideen eigentlich mindestens so anstößig sein sollte wie Stirner mit seinem streckenweise überschwänglich formulierten

„Egoismus“. Na, vielleicht erklingen die Weisen des Großen Meisters vom Grünen Hügel alsbald etwas leiser, wenn sich herumspricht, dass sich in Briefen aus den 1840er Jahren Formulierungen finden, die darauf hindeuten scheinen, daß Wagner in jungen Jahren den bösenbösen Stirner kannte und offenbar durchaus schätzte ...

Noch zwei Marginalien seien eingefügt:

1.) Stirner habe *Marx und Nietzsche nur insofern beeinflusst, indem sie ihre Lehre gegen seine abstrusen Ideen entwickelten*. Was Nietzsche angeht, so ist Herr Müller unverkennbar nicht auf der Höhe der Diskussion, denn längst gibt es ernstzunehmende Hinweise darauf, daß Nietzsche auf Stirner aufbaute, und zwar buchstäblich positiv „auf-baute“ und keineswegs nur negativ „seine Lehre gegen Stirner entwickelte“. Siehe Bernd A. Laska: Nietzsches initiale Krise – Die Stirner-Nietzsche-Frage in neuem Licht; nachzulesen im Internet: <http://www.lsr-projekt.de/nietzsche.html>.

Ja, und wenn Marx und Engels ihre Lehren ausdrücklich „gegen Stirner entwickelten“, so läßt das doch den Schluß zu, daß Stirner zumindest genug „Angriffsfläche“ zum „Dagegen-Entwickeln“ bot – und daß Marx und Engels ihn überhaupt für würdig und „substantiell“ genug erachteten, sich eingehend mit ihm auseinanderzusetzen. So eingehend, daß der Stirner-Abschnitt in Marx’ und Engels’ Polemik „Die deutsche Ideologie“ sogar länger ausgefallen ist als Stirners „Einzigler“ selbst. Womit wir wieder bei Stirners vermeintlicher Belang- und Substanzlosigkeit wären – nun ja ...

2.) *Völlig hemmungslos stellte Stirner das eigene Ich über alles in der Welt*. Ist Stirner tatsächlich „hemmungslos“, oder spricht

aus dieser Formulierung Müllers nicht der gleiche Fehlschluß wie aus den Aussagen eines Moses Heß, eines utopischen Sozialisten, der Stirners Egoismus-Begriff so nahm, wie man ihn damals wie heute versteht: als Ellenbogenmentalität? In „Recensenten Stirners“ hat Stirner nochmals versucht, seinen Egoismus-Begriff deutlicher zu machen, eben weil z. B. jener Heß diesem Begriff gründlich mißverstand.

Stirner: Mehr Aergerniß noch als an dem Einzigen nehmen die Recensenten an dem „Egoisten“. Statt auf den Egoismus, wie er von Stirner aufgefaßt wird, näher einzugehen, bleiben sie bei ihrer von Kindesbeinen an gewohnten Vorstellung von demselben stehen und rollen sein allem Volke so wohlbekanntes Sündenregister auf. Seht hier den Egoismus, die gräuliche Sünde – den will uns Stirner „empfehlen“! [...] Heß fragt: „Was ist zunächst der Egoismus überhaupt, und worin besteht der Unterschied zwischen dem egoistischen Leben und dem Leben in der Liebe?“ – Schon diese Frage zeigt seine Verwandtschaft mit den beiden Vorhergehenden. Wie kann gegen Stirner ein solcher Gegensatz von egoistischem Leben und Leben in der Liebe geltend gemacht werden, da sich bei ihm beide vielmehr vollständig vertragen? Heß fährt fort: „das egoistische Leben ist das mit sich zerfallene, sich selbst verzehrende Leben der Thierwelt. Die Thierwelt ist eben die Naturgeschichte des mit sich zerfallenen, sich selber zerstörenden Lebens überhaupt, und unsere ganze bisherige Geschichte ist nichts als die Geschichte der socialen Thierwelt. [...] – Die freie Concurrrenz unserer modernen Krämerwelt ist nicht nur die vollendete Form des Raubmordes, sie ist zugleich das Bewußtsein der gegenseitigen, menschlichen Entfremdung. – Die heutige Krämerwelt ist die vermittelte, ihrem Wesen entsprechende, bewußte und principielle Form des Egoismus.“

Das sind höchst populäre Charakteristiken des Egoismus, und es ist nur zu verwundern, daß Stirner nicht selbst dergleichen einfache

Reflexionen anstellte und sich durch die Betrachtung, wie einfältig, wie gemein und wie raubmörderisch der Egoismus sei, bestimmen ließ, dem häßlichen Ungethüm abzusagen.

Conclusio: *Es wird schon seinen Grund haben, warum Max Stirner nicht mehr in das öffentliche Interesse gerückt wurde.* Den gibt es zweifellos – bestimmte Bayreuther Medien und kulturelle Institutionen bemühen sich ja sichtlich, Interesse gar nicht erst zu wecken oder, wenn es gleichwohl erweckt, durch Diffamierungen im Keim zu ersticken. Aber sei's drum – die Wert-Schätzung einer Persönlichkeit und ihres Erbes ist, wie die Geschichte der Stirner-Rezeption in Bayreuth und anderswo gezeigt hat, gottlob keine genormte Konfektionsware, und alle von Herrn Müller aufgebotene Beredsamkeit wird nichts daran ändern, daß es eben auch noch andere Maßstäbe als die seinen gibt.

So bleibt mir zum Schluß nur zu sagen: Schreibt und sagt über Stirner, was Ihr lustig seid. Nennt ihn einen Egoemanen, wertet ihn als gefährlich, als überschätztes Mittelmaß, als Schreibtisch-Revolutionär, als was Ihr wollt. Stirner hätte es ertragen, er wollte niemanden „bekehren“ (außer allenfalls zu sich, dem jeweiligen Leser, selbst) und nicht „everybody's darling“ sein. Und die Stirner-Kenner, die von dem Bayreuther unter anderem auch Respekt vor der „Eigenheit“ des Anderen, und damit auch vor dessen abweichendem Denken, gelernt haben, werden das auch niemandem verübeln, zumal da dem Stirner-Kenner gewisse „Anbeter“, die in Stirner den Scheitelpunkt aller Philosophie und in seinem Buch eine neue Bibel sehen, auch sauer aufstoßen. Stirner verachtete jede „Heiligsprechung“ – was er über so manchen überschwänglich-penetranten Bewunderer gedacht hätte, kann man sich aus seinem Werk wie aus seinem Lebensweg

unschwer erschließen. Unangenehm stößt es nur auf, wenn „Kritik“ nicht in einer zumindest elementaren Kenntnis des Werkes wurzelt, sondern aus dem hohlen Bauch quillt. Sollte Herr Müller aber gelegentlich einmal die Zeit finden, den „Einzigsten“ zu lesen, so würden wir uns über eine derart fundierte Kritik – die sich dann vielleicht ein klein wenig anders läse als sein jüngstes Opusculum – aufrichtig freuen. In diesem Sinne auch von mir: nichts für ungut!

Literaturhinweise

1. Quellentexte

Stirner, Max, *Der Einzige und sein Eigenthum*. Privat-Ausgabe. Veranstaltet von John Henry Mackay, Charlottenburg 1911.

Stirner, Max, *Der Einzige und sein Eigentum*. Mit einem Nachwort hrsg. v. Ahlrich Meyer (Reclam UB 3057), Stuttgart 2001.

Stirner, Max, *Kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum“* aus den Jahren 1842-1848, hrsg. von John Henry Mackay, Stuttgart 1976 (Nachdruck der Ausgabe Treptow ²1914).

Stirner, Max, *Parerga, Kritiken, Repliken*. Hrsg. v. Bernd A. Laska (LSR-Quellen 5), Nürnberg ¹1986.

[*Stirner*, Max,] *Recensenten Stirners*. Mit einer Einleitung von Bernd Kast (*Stirneriana* 24), Leipzig 2003.

Max Stirners *Der Einzige und sein Eigentum im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Kritik (1844-1856)* (*Stirneriana* 20), Leipzig ²2006.

Engert, Rolf, *Max-Stirner-Dokumente*. Hrsg. von Jochen Knoblauch, Berlin 1996. (Kassette mit Nachdrucken der vier von Rolf Engert zwischen 1920 und 1923 unter dem Titel „Neue Beiträge zur Stirnerforschung“ herausgegebenen Hefte mit Dokumenten von und über Max Stirner.)

2. Biographische Grundlagenwerke

Mackay, John Henry, Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Mit vier Abbildungen, zahlreichen Facsimilen und einem Anhang. Reprint der dritte[n], völlig durchgearbeitete[n] und vermehrte[n], mit einem Namen- und Sach-Register versehene[n] Auflage, Freiburg (Breisgau) 1977 (ergänzter Nachdruck der Ausgabe Berlin ³1914).

Ruest, Anselm, Max Stirner. Leben – Weltanschauung – Vermächtnis, Berlin/Leipzig 1906.

3. Weitere Literatur

Blume, Georg, Gedanken über Max Stirner, Rolf Engert und anderes ..., Leipzig 2006.

Deschner, Karlheinz, Ebenso unwiderstehlich wie unausstehlich: Jean Paul und Max Stirner, in: MERIAN 29 (1976), Nr. 2 (Februar 1976), S. 119-122.

DER *EINZIGE*. Zeitschrift des Max-Stirner-Archivs Leipzig, 1 (1998)-9 (2006); hier insbesondere: Nr. 3/1998 (3. August 1998)

Nr. 4/2002 (3. November 2002) (Themenheft „Max Stirner und Bayreuth“)

Nr. 1/2/2006 (3. Februar/3. Mai 2006) (Themenheft „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt“)

Engert, Rolf, Das dritte Zeitalter (Max Stirner – Henrik Ibsen – Silvio Gesell) (Stirneriana 5), Leipzig 1998.

Engert, Rolf, Rings um Stirner. Beiträge zur Lebensgeschichte Max Stirners (Stirneriana 18), Leipzig 2001.

Engert, Rolf, Wohlauf Ich! Eine Hinführung zu Stirner und seinem Werk Der Einzige und sein Eigentum (Stirneriana 14), Leipzig 1999.

Fischer, Franz Xaver, Max Stirner. Ein beinahe vergessener Bayreuther Philosoph (Heimatbeilage zum Amtlichen Schulanzeiger des Regierungsbezirks Oberfranken 226), Bayreuth 1995.

Helms, Hans Günter, Die Ideologie der anonymen Gesellschaft. Max Stirners „Einziges“ und der Fortschritt des demokratischen Selbstbewußtseins vom Vormärz bis zur Bundesrepublik, Köln 1966.

Hesse, Konrad, Grundzüge des Verfassungsrechts der Bundesrepublik Deutschland, Heidelberg ¹⁵1985.

Jordens, Paul, Der Einzige und seine Heimatstadt. Max Stirners Bayreuth – und was davon geblieben ist. Der andere Bayreuth-Stadtführer, Leipzig 2004.

Lambrecht, Lars, Zentrum oder Peripherie als methodologisches Problem in der Marxforschung. Am Beispiel der Entwicklung der politischen Theorie bei den Junghegelianern, in: Marx-Engels-Forschung heute I. „Kapital“-Interpretation – Vormärz-Forschung – Formationstheorie. Materialien der 2. Sitzung der AG Marx-Engels-Forschung am 11./12. Juni 1988 in Frankfurt/Main, Neuss 1989.

Laska, Bernd A., Ein dauerhafter Dissident. 150 Jahre Stirners „Einzigler“. Eine kurze Wirkungsgeschichte (Stirner-Studien 2), Nürnberg 1996.

Laska, Bernd A., Ein heimlicher Hit. 150 Jahre Stirners „Einzigler“. Eine kurze Editions-geschichte (Stirner-Studien 1), Nürnberg 1994.

Laska, Bernd A., „Katechon“ und „Anarch“. Carl Schmitts und Ernst Jüngers Reaktionen auf Max Stirner (Stirner-Studien 3), Nürnberg 1997.

Laska, Bernd A., Nietzsches initiale Krise. Die Stirner-Nietzsche-Frage in neuem Licht, in: Germanic Notes and Reviews 33 (2002), S. 109-133 (Internet: <http://www.lsr-projekt.de/nietzsche.html>).

Marx, Karl/Friedrich Engels, Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten, in: dies., Werke. Band 3. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin (Ost) 1969, S.[9]-530.

Maßalsky, Erhard/Hans Sveistrup, Stirner & Soziologie (Stirneriana 29), Leipzig 2006.

Nowicki, Hans, Von Max Stirner zur gegenwärtigen anti-pädagogischen Diskussion, Dortmund ¹1995.

Ritsner, M. u. a., Beiträge zu Anarchismus, „Basisdemokratie“ & Max Stirner, Leipzig 2006.

Taube, René Simon, Das Bild Max Stirners in der deutschen Literatur um die Mitte des 19. Jahrhunderts (1958) (Stirneriana 20), Leipzig 1999.

Walker, James L., Die Philosophie des Egoismus. Mit einem biographischen Abriss von Henry Replogle und einem Vorwort von James J. Martin, übersetzt von Jörg Asseyer, Freiburg (Breisgau) 1979.

Wolf, Jean Claude, Egoismus von unten gegen Bevormundung von oben. Max Stirner neu gelesen (Stirneriana 30), Leipzig 2008.

Für die in diesem Buch enthaltenen Texte wurden außerdem Informationen aus der Wikipedia herangezogen (de.wikipedia.org, en.wikipedia.org).

Siehe auch die Bibliographien:

Kast, Bernd, Stirner-Bibliographie. Stand 12. Januar 2016. In zwei Teilen (A-K, L-Z) als Datei im Internet, abzurufen über die Website der Max-Stirner-Gesellschaft (www.ms-ges.de). *Kast*, Bernd, [Bibliographie: Werke von Max Stirner. Stand 12. Januar 2016], als Datei im Internet, abzurufen über die Website des Max-Stirner-Archivs Leipzig (www.max-stirner-archiv-leipzig.de/max_stirner.html).

Siehe außerdem die Websites des Verlages edition unica (www.edition-unica.de) und von Bernd A. Laska, Nürnberg (www.lsr-projekt.de).

Informationen, Literatur- und Quellenmaterial zu Max Stirner bietet das Max-Stirner-Archiv, E-Post: max-stirner@

web.de. Über diese Adresse können Sie Informationen über das Programm des Verlages Max-Stirner-Archiv/edition unica erhalten (z. B. die Schriftenreihe „Stirneriana“ mit alten und neuen Texten unterschiedlichster Art über Max Stirner sowie die Hefte der 1998 bis 2006 erschienenen Vierteljahrszeitschrift „Der Einzige“).

Personenregister

B

Ballerstedt, Heinrich 14, 18, 41
Bauer, Bruno 30
Blumenthal, Georg 59
Bolle, Carl Andreas Julius 40

C

Conrad, Herbert 34, 56
Curran, John Philpot 49

D

Dähnhardt, Marie 25, 40
Descartes, René 48, 70

E

Eckart, Dietrich 54, 55
Engels, Friedrich 11, 21, 41, 48, 57, 70, 78
Engert, Rolf 58, 59, 60

F

Fabian, Jakob 48
Feder, Gottfried 59, 60
Feuerbach, Ludwig 30
Fichte, Johann Gottlieb 70
Fleming, Kurt W. 2, 64
Freud, Sigmund 71

G

Gabler, Georg Andreas 15
Gesell, Silvio 59
Gynt, Peer 55

H

Hartmann, Robert 46

Hauptmann, Gerhart 44, 70
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 15, 16, 48, 70, 75
Heine, Heinrich 71
Helms, Hans Günter 12, 54, 58, 60
Hesse, Konrad 46
Heß, Moses 79
Heym, Stefan 71
Hitler, Adolf 54, 55, 56, 60
Hobbes, Thomas 48

I

Ibsen, Henrik 55, 58

J

Jesus 76
Joel, Karl 43
Jung, Eckhard W. 6

K

Kant, Immanuel 48
Kast, Bernd 11, 68
Kästner, Erich 26, 48, 71

L

Laska, Bernd A. 38, 52, 53, 78
Lauterbach, Paul 53
Leibniz, Gottfried Wilhelm 48, 70
Leuschner, Wilhelm 45

M

Mackay, John Henry 6, 14, 18, 20, 34, 41, 42, 57, 68, 73
Marx, Karl 11, 48, 57, 66, 70, 78
Metis, Eduard 61
Müller-Feuerstein, Christa 64, 66
Müller, Stephan 64, 66, 68, 70, 71, 72, 73, 77, 78, 80, 81
Mussolini, Benito 45, 54, 55

N

Napoléon 14

Nietzsche, Friedrich 43, 45, 46, 51, 52, 53, 56, 66, 78

O

Orwell, George 48

Overbeck, Franz 54

Overbeck, Ida 54

P

Panizza, Oskar 45

Paul, Jean 15, 45, 67, 77

Platon 48

R

Rau, Johannes 66

Ritsner, M. 64

Rost, Bernhard 43, 69

S

Say, Jean-Baptiste 40, 68

Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel 15

Schmidt, Christian Heinrich 13

Schmidt, Johann Caspar 10, 15, 16, 18, 19, 21, 25, 39, 44, 55,
66, 70

Schmidt, Sophia Eleonora 13

Schmitt, Carl 54, 55, 56

Schopenhauer, Arthur 44, 70

Schuhmann, Maurice 56

Smith, Adam 40, 68

Solschenizyn, Alexander 71

T

Thyssen, Fritz 68

Tucholsky, Kurt 7, 31, 49

W

Wagner, Richard 45, 78

Wigand, Otto 25

Wild, Hans Walter 42, 69

Wrobel, Ignaz 8

Z

Zinnecker, Florian 67, 72, 73

